

DER FELS

Bischof Heinz Josef Algermissen:
Was jeder tun kann

S. 227

Jürgen Liminski:
Mutig, standhaft und versöhnlich

S. 236

Margit Harbort
Der lange Weg zum Glück

S. 253

Katholisches Wort in die Zeit

34. Jahr Nr. 8-9 August/September 2003



INHALT:

Bischof Heinz Josef Algermissen:
Was jeder tun kann 227

Domvikar Georg Franz X. Schwager:
Ein Fels, an dem sich die
Wellen brachen 231

Jürgen Liminski:
Mutig, standhaft und versöhnlich 236

Erzbischof Dr. Georg Eder:
Die Liturgie mit festem Glauben und
tiefer Ehrfurcht feiern 239

Gerhard Stumpf:
Regelung für eine mutlireligiöse
Gesellschaft oder Synkretismus? 241

Kardinal Castrillion Hoyos:
Der alte römische Ritus behält sein
Heimatrecht in der Kirche 244

Prof. Dr. Wolfgang Ockenfels OP:
Ehe und Familie im Würgegriff
des Staates 246

Margit Harbort:
Der lange Weg zum Glück 253

Martine und Jürgen Liminski:
Liebe, Treue, Freundschaft und
Vergebung 257

Dr. Thomas Mayer:
Katholische Studenten im
Kulturkampf (Schluss) 253

Dr. Karl-Maria Heidecker:
Wie ein beherzter Arzt die
Stadt Halle rettete 262

Auf dem Prüfstand 264
Zeit im Spektrum 265
Bücher 267
Forum der Leser 270

**Impressum „Der Fels“ August/September 2003
Seite 271**

Titelbild: Festtagsikone zum Tod Mariens, Maria Himmelfahrt; Beschreibung Seite 229; Foto: Heinrich Hintermann, Waldkirchen

Fotos: 227, 228, 246, 249, 258, 259 R. Gindert; 232, 232, 234 Georg Schwager; 236 L. Müller; 238 H. Hintermann, Waldkirchen; 240 H. Frotzheim; 243 KNA; 245 Werner; 251 Iebe, 55/2001, S. 27; 260 Dr. theol. J. Weinand: Leo XIII, Bachem Verlag, 1886, S. 187; 261 Thomas Mayer: Katholische Farbstudenten im Kulturkampf, Christiana-Verlag, 2003, S. 240; 263 Verlag Schöning&Co+Gebr. Schmidt, Halle 199; 272 Archiv



Liebe Leser,

„Alles hat seine Stunde, es gibt eine Zeit für jegliche Sache unter der Sonne ... eine Zeit des Krieges und eine Zeit des Friedens (Kohelet 3, 1,8).

Der Regensburger Bischof Gerhard Ludwig Müller hat bei der Priesterweihe am 28. Juni 2003 erklärt:

„Es ist heute die Zeit des Kämpfens.“ Der Regensburger Bischof fordert damit die Bereitschaft zur geistigen Auseinandersetzung mit den antikirchlichen Strömungen in und außerhalb der Kirche – und ist damit ganz auf der Linie der Bibel. In einem Stichwortverzeichnis des Neuen Testaments finden sich z.B. unter „Kampf“ rd. 20 Stellen, die davon sprechen, allein 14 bei Paulus, dem größten Missionar der Kirche. Bei Matthäus lesen wir: „Meint nicht, ich sei gekommen, den Frieden auf die Erde zu bringen: nicht Frieden zu bringen bin ich gekommen, sondern das Schwert“ (Mt.10,34). P. Bennet Tierney von den Legionären Christi rief am Ende des 2. Kongresses „Freude am Glauben“ den Anwesenden zu:

„Die Kirche braucht heute nicht brave Leute. Gute Absichten reichen nicht aus!“

Aufgabe der Christen kann es nicht sein, dem Widersacher das Feld kampflos zu überlassen. Petrus schreibt in seinem ersten Brief aus Rom: „Seid nüchtern und wachsam, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlingen könne“ Petrus fordert nicht etwa zur Flucht auf. Er fährt fort:

„Widersteht ihm fest im Glauben“ (1 Petr. 5, 8-9). Diese Aussage ist ganz gegen die political correctness, weil sich viele Men-

schen, z. T. auch innerhalb der Kirche, vom Teufel verabschiedet haben.

Derzeit tobt eine geistige Auseinandersetzung im Bistum Regensburg. Vordergründig geht es um die Entlassung eines Dekanatsratsvorsitzenden, der aktiver Sympathisant der Kirchenvolksbegehrer („Wir sind Kirche“) ist, einer Bewegung, die unter der Bezeichnung „Kirchenreform“ angetreten ist. Der frühere Salzburger Erzbischof Eder, einer der wenigen Bischöfe, die sich mit den Forderungen der Kirchenvolksbegehrer auseinandergesetzt haben, äußerte damals, er könne überhaupt nichts an Reformen bei ihnen finden.

Der zweite Fall der Auseinandersetzung, ist der des Bad Abbacher Pfarrers. Er weigerte sich, den Namen des Bischofs und des Papstes, wie vorgeschrieben, im Kanon der Messe zu erwähnen. Dazu kam, dass er entgegen den kirchlichen Bestimmungen Fladenbrot statt Hostien in der Messe verwendete, kirchliche Räume den Kirchenvolksbegehrern zur Verfügung stellte und ein vertrauliches Schreiben in die Öffentlichkeit brachte. Nun handelt es sich bei diesen Vorgängen keineswegs nur um Regensburger Angelegenheiten. Dies zeigt sich u.a. daran, dass sich im ersten Fall das ZdK mit grundsätzlichen Äußerungen („Es geht um die Rechte der Laien in der Kirche.“) eingemischt hat. Als Träger der Auseinandersetzung fungierten die international vernetzten Kirchenvolksbegehrer und die Medien. Nun hat sich der Pfarrer von Bad Abbach bereit erklärt, alle beanstandeten Maßnahmen zu korrigieren. Die Passauer Neue Presse überschrieb ihren Bericht entgegen der Wahrheit mit „Bischof lenkt im Streit ein“ (11.7.03). Tatsächlich hat sich die Standhaftigkeit des Bischofs durchgesetzt.

Mit allen guten Wünschen für eine erholsame Urlaubszeit

Ihr Hubert Gindert

Was jeder tun kann

Von Bischof Heinz Josef Algermissen

Im Anfangsgottesdienst zum dritten Kongress „Freude am Glauben“ hielt der Diözesanbischof von Fulda Heinz-Josef Algermissen am 20. Juni 2003 die hier abgedruckte Predigt. Als biblischen Bezugstext nahm Bischof Algermissen Kapitel 16,6-10 aus der Geheimen Offenbarung des heiligen Johannes.

Im 16. Kapitel berichtet die Apostelgeschichte von der zweiten Missionsreise des Apostels Paulus. Der Apostel zog mit seinem Begleiter und Mitarbeiter Timotheus durch Kleinasien. Offenbar hatte er wenig Erfolg. Wir erfahren: Der Heilige Geist verwehrte ihnen, das Wort in der Provinz Asien zu verkünden (vgl. Apg 16, 6); er hatte offensichtlich anderes mit ihnen vor.

Da hatte Paulus in Troas während der Nacht eine Vision. Es erschien ihm ein Mazedonier, also einer, der von der anderen, der europäischen Seite der Meerenge stammte. Er sagte zu ihm: „Komm herüber und hilf uns!“ (Apg 16, 9). Paulus war sofort überzeugt, dass dies der Ruf Gottes war, in Europa das Evangelium zu verkünden. So kam er nach Philippi, Thessalonike, Athen, Korinth und schließlich nach Rom.

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben!

Was wir hier in der Apostelgeschichte lesen, ist der geistige Ursprung Europas. Denn Europa lässt sich nicht geographisch definieren; geographisch ist es ein Anhängsel an Asien. Europa lässt sich auch nicht durch eine einheitliche völkische Zusammengehörigkeit bestimmen, es ist vielmehr ein Gemisch unterschiedlichster Völkerschaften und Sprachen.

Europa ist eine kulturelle Einheit, ursprünglich geschaffen durch das Christentum. In der Nachfolge des Völkerapostels haben später christliche Missionare wie der hl. Bonifatius, an dessen Grab wir uns hier versammelt haben, die Botschaft des Evangeliums nach Germanien, Skandinavien und Russland getragen. Das Kreuz ist zum Symbol und Einheitszeichen Europas geworden. Und Europa kann und wird nur Zukunft haben, wenn

es sich dieser christlichen Wurzeln erinnert und sie lebendig erhält.

Das sage ich hier in Fulda ganz bewusst, denn wir sind hier an einem der wichtigsten Stützpunkte der Missionierung Germaniens, in einem Zentrum hoher benediktinischer Kultur bereits am Übergang vom 8. zum 9. Jahrhundert. Der Name Rabanus Maurus, fünfter Abt von Fulda, mag für diese Zeit stehen.

Die großen Missionare wie Bonifatius, Kilian, Kolomban, Pirmin, Gallus mahnen und fragen uns auch: Was ist aus Europa, was aus Deutschland geworden? Was habt ihr daraus gemacht? Was ist übrig geblieben vom Geist der Missionierung?

Wir wollen keine Pessimisten sein. Als Christinnen und Christen sind wir zum begründeten Optimismus berufen. Aber wir müssen unsere Situation doch realistisch betrachten. Die europäische Christen-



Bildausschnitt aus dem Anfangsgottesdienst des Kongresses „Freude am Glauben“ im Dom zu Fulda

heit hat ihr reiches christliches Erbe nicht immer gut verwaltet, hat es mitunter schmachvoll verraten. So kam es im Gefolge der Reformation zur Kirchenspaltung. Sie war ein Unglück für Europa und für die Welt. Denn wir Europäer haben unsere Zerstrittenheit in die Welt hinaus getragen. In der Folge kam es zur Säkularisation, in der viele Bistümer und Klöster aufgehoben wurden.

Der Säkularismus, die Verweltlichung, ist im 19. und im 20. Jahrhundert weitergegangen. Zwar ist das Tausendjährige Reich des Nationalsozialismus schon nach zwölf Jahren wieder verschwunden. Es hat aber eine Trümmerlandschaft hinterlassen.

Schlimm sind die moralischen und geistlichen Trümmer, der Verlust grundlegender menschlicher und christlicher Werte. Es gibt nicht nur die äußere Umweltverschmutzung; es gibt auch eine moralische und geistliche Umweltvergiftung. Täuschen wir uns nicht! Die Feinde des Christentums und der Kirche sind auch heute am Werk. Sie tun ihr Werk nicht mehr so plump, sondern viel raffinierter als es im Dritten Reich geschah.

Dazu kommt die fatale religiöse Gleichgültigkeit so vieler, auch vieler Christen. Die herrlichen Kirchen und Klöster, die wir haben, sind leerer geworden. Für viele sind sie nur noch Museen einer längst vergangenen Zeit. Viele stellen sich die Frage: Wie wird es weitergehen mit der Kirche, mit dem Glauben in unserem Land und in Europa?

**Was können wir tun?
Was kann jede und jeder
Einzelne von uns tun?**

Ich will drei kurze Antworten geben:

Die erste ist verbunden mit der Botschaft von Fatima, die im Grunde keine neue, sondern die uralte Botschaft der Propheten und Jesu selber ist: „Kehret um! Bekehrt euch!“ Die Bekehrung fängt nicht bei den anderen an, sie fängt bei uns und bei jedem von uns an und gipfelt im Sakrament der Versöhnung.

Umkehren heißt, die Richtung des Denkens, des Urteilens, des Handelns und des ganzen Lebens ändern, heißt sich zu besinnen auf das, was wirklich trägt und hält, was Bestand und deshalb auch Zukunft hat in all den Wechselfällen und im Unbestand dieser Zeit: Wir müssen uns auf Gott als den Haltepunkt unseres Lebens und auf seine Gebote als Wegweiser zum wahren Leben besinnen.

Die Zehn Gebote gelten auch heute und sie helfen auch heute, dass das Leben gelingt. Nicht mit egoistischer Selbstverwirklichung, nicht mit Bankkonten und Aktienpaketen oder Macht und Gewalt werden wir überleben. Die selbstlose Liebe bleibt – wie der Apostel sagt – immer, sie hört niemals auf (1 Kor 13, 8).

Am Ende können wir nichts mitnehmen, allein die Werke der Liebe werden Bestand haben. Wir werden sie vorzeigen können, wenn es zum Letzten kommt und wir zum Gericht vor Gottes Thron erscheinen werden.

Wir brauchen unbedingt eine neue Zivilisation der

Liebe in unserem Land, damit der eine Mensch dem anderen nicht Wolf wird, damit wir nicht in struktureller Gewalt ertrinken.

Ein zweiter Punkt: Das Sakrament der Liebe, die Eucharistie.

Sie ist Zusammenfassung und Vergegenwärtigung aller Heilswerke Gottes, der Mittelpunkt und Höhepunkt unseres kirchlichen Lebens. Im Sakramentslied singen wir: „Tantum ergo sacramentum“, „Sakrament der Liebe Gottes“. „Weil Jesus die Seinen liebte, liebte er sie bis zur Vollendung“ (Jo 13, 1). Weil er uns liebt, wollte er mit seinem für uns hingegebenen Leib und seinem für uns vergossenen Blut (Mk 14, 24) immer unter uns sein. Er ist auch hier und heute bei uns. Er ist hier als das Herz der Welt.

Machen wir die Eucharistie wieder mehr zum Zentrum unseres Lebens und machen wir sie vor allem wieder mehr zum Ort der Anbetung. Sie ist, das kann und will ich nicht übersehen, in den letzten Jahrzehnten im Zusammenhang liturgischer Erneuerung zu kurz gekommen. Die Feier



der Hl. Eucharistie schließt uns mit allen anderen Eucharistie feiernden Gemeinden in der weiten Welt zusammen. Sie ist die Feier der universalen Communio. In besonderer Weise feiern wir jede Eucharistie in Gemeinschaft mit dem Hl. Vater, dem sichtbaren Zentrum der Einheit der Kirche, und mit dem Bischof, der in seiner Diözese mit dem Dienst der Einheit beauftragt ist. So ist das Gebet für Papst und Bischof in jedem eucharistischen Hochgebet wesentlich.

Diesen Einheitsgedanken fasst der hl. Ignatius von Antiochien zu Beginn des 2. Jahrhunderts in seinem Brief an die Gemeinde von Philadelphia zusammen: „Seid darauf bedacht, nur eine Eucharistie zu feiern; denn es gibt nur einen Leib unseres Herrn Jesus Christus und nur einen Kelch zur Vereinigung mit seinem Blut. Es gibt nur einen Altar, wie auch nur einen Bischof mit der Priesterschaft und den Diakonen.“

Bitte vergessen wir nicht: In der Eucharistie wird die Kirche gegenwärtig als die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche. „Wir empfangen, was wir sind und sind, was wir empfangen: Leib Christi“, wie es der Hl. Augustinus verdichtet zur Sprache bringt.

„Die Kirche lebt von der Eucharistie: Ecclesia de Eucharistia“, das ist die Grundaussage der großen Enzyklika, die uns unser Hl. Vater an Gründonnerstag geschenkt hat. „Die Eucharistie ... ist das wertvollste Gut, das die Kirche auf ihrem Pilgerweg durch die Geschichte haben kann“ (Nr. 9). Denn so oft das Kreuzesopfer, in dem Christus hingegeben wurde (1 Kor 5,7), auf dem Altar gefeiert wird, vollzieht sich das Werk unserer Erlösung. Zugleich wird durch das Sakrament des eucharistischen Brotes die Einheit der Gläubigen, die einen Leib in Christus bilden, dargestellt und verwirklicht (vgl. 1 Kor 10,17 und Vat. II Lumen Gentium, 3). So baut die Eucharistie unsere Kirche auf und kann nur in Verbindung mit ihr gefeiert werden. Das zu erinnern, tut heutzutage Not!

Schließlich ein dritter und letzter Punkt: Die Gottesmutter Maria, unsere große Fürsprecherin, unsere Helferin in allen Nöten, die Mutter der Kirche.

Die Apostelgeschichte berichtet uns, dass sich Maria zusammen mit den Jüngern nach der Himmelfahrt Jesu in den Abendmahlssaal zurückgezogen habe, um das Kom-

men des Hl. Geistes zu erbeten. (Apg 1, 12 - 14).

Am Pfingstfest ist dann der Geist in Sturm und Feuerzungen auf die verschreckte und verängstigte Jüngerschar herab gekommen. In der Kraft des Geistes sind sie mutig hinausgezogen, um der Welt die befreiende Botschaft zu bringen.

Wir müssen heute neu – wie die Gottesmutter und mit ihr – um das Kommen des Geistes, um ein neues Pfingsten beten. Von Reinhold Schneider stammen die Worte aus dunkler Zeit: „Allein den Betern kann es noch gelingen, das Schwert ob unsern Häuptern aufzuhalten“.

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben!

Ich bin dankbar, dass sich im „Forum Deutscher Katholiken“ so viele treue Beterinnen und Beter zusammenfinden. Gut, dass es Sie gibt, die das Gebet immer noch als „Seele des Glaubens“ verstehen: Sie helfen unserer Kirche damit in einer tiefen und entscheidenden Weise. Beten Sie mit mir zusammen, dass unser Land neu ergriffen werde vom Feuer des Hl. Geistes: „Komm, Schöpfer Geist, kehre bei uns ein ...“ Amen.

Zum Titelbild: Festtagsikone: Entschlafung Mariens

Auf dem Bild Nr. 12 unserer Festtagsikone wird das Sterben Mariens dargestellt.

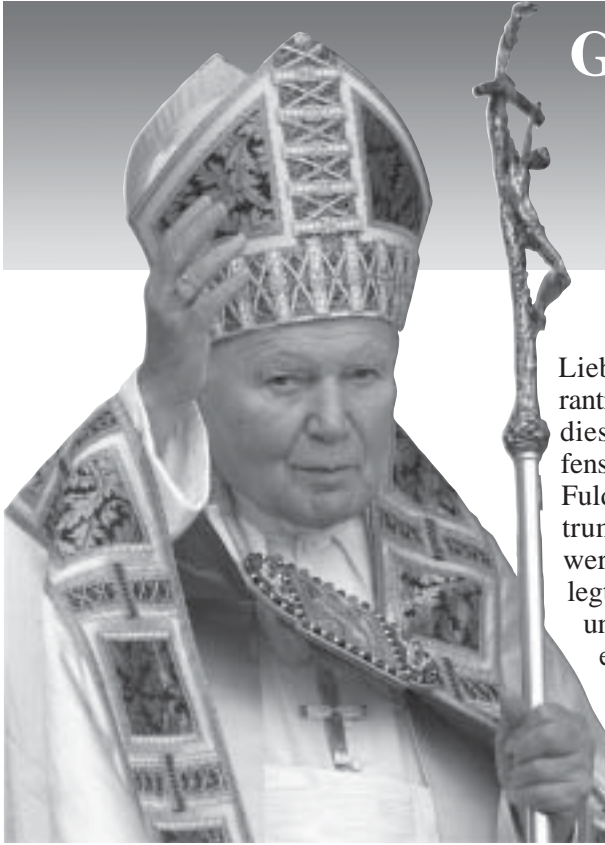
Nach einer Erzählung des Johannes von Damaskus wollte Maria vor ihrem Tod noch einmal alle Apostel sehen. Diese waren aber in verschiedenen Ländern unterwegs, um das Evangelium zu verkünden. Auf wunderbare Weise kamen sie alle herbei, und sogar Thomas kam etwas verspätet zur Mutter Gottes. Dort sahen die

Apostel nach der Legende, wie Christus die Seele seiner Mutter in Gestalt eines weiß gekleideten Kindes in seine Arme schließt. Diese Szene zeigt unser Bild. Christus steht in der Mitte des Bildes hinter dem Sterbebett, die Apostel umstehen das Sterbebett.

Die liturgische Feier dieses Festes geht auf die Widmung einer neuen Kirche an Maria zurück. Angeregt hatte diese Widmung der Kirche eine adelige römische

Dame namens Icelia. Bald nach der Einweihung dieser Kirche verbreitete sich das Fest im ganzen Osten des damals bekannten christlichen Erdkreises. Nach Europa kam die Gedächtnisfeier der Entschlafung Mariens durch Papst Theodosius I., der selbst aus Jerusalem stammte. Die Liturgie ist ein lauter Lobpreis zu Ehren der Muttergottes.

Im byzantinischen Kalender schließt mit diesem Fest der Zyklus der großen Marienfeste.



Grußwort des Hl. Vaters zum Kongress „Freude am Glauben“ 2003 in Fulda

Liebe und der Wahrheit garantiert. – Auch in den Tagen dieses glaubensfrohen Treffens und darüber hinaus kann Fulda wieder zu einem Zentrum geistlicher Erneuerung werden, die daraufhin angelegt ist, weit über die Stadt- und Bistumsgrenzen hinaus eine fruchtbare Wirkung zu zeitigen.

Bei der Erneuerung der Kirche und des katholischen Lebens kommt dem Altarsakrament eine zentrale

Rolle zu. Die Eucharistie, als „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ (Lumen gentium, Nr. 11), ist der unversiegbare Kraftquell jeder pastoralen Bemühung. Seelsorge und Mission nehmen von der Eucharistie ihren Ausgang. In der würdigen Feier des heiligen Messopfers, in der liebenden Vereinigung mit Christus, der sich seinen Gläubigen in der Kommunion zur Speise reicht und in der stillen Anbetung des eucharistischen Herrn gründet die Neuevangelisierung, die der Heilige Vater den Christen des dritten Jahrtausends immer wieder ans Herz legt. Diese schöpft aus dem zeitlosen Reichtum Gottes, um unsere Zeit mit der Gabe der Erlösung zu beschenken.

Ohne die heilige Eucharistie läuft die Seelsorge Gefahr, erfolglos zu bleiben, denn „jedes Streben nach Heiligkeit, jede Tat, die auf die Verwirklichung der Sendung der Kirche ausgerichtet ist, jede Umsetzung pastoraler Pläne muss die notwendige Kraft aus dem eucharistischen Geheimnis beziehen und auf dieses hingebunden sein als auf ihren Höhepunkt“ (Ecclesia de Eucharistia, Nr. 60). In der Erkenntnis, dass Jesus Christus selbst durch den Dienst des Priesters sein Versprechen in jeder

heiligen Messe in herausragender Weise wahrmacht: „Seid gewiss, ich bin bei Euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28, 29), gründet die christliche Hoffnung, dass der Herr seine Kirche sicher durch die Zeiten führt und in ihr immerdar gegenwärtig ist (vgl. Sacrosanctum Concilium, Nr. 7). Die heilbringende Gegenwart Jesu in der Eucharistie ist daher das allerwertvollste Gut der Kirche auf ihrem Weg durch die Geschichte. Das Wissen darum, dass die Kirche ihre Glaubensfreude und ihre jugendliche Schönheit dem kostbaren eucharistischen Schatz verdankt, den Christus seiner Braut anvertraut hat, lässt das pilgernde Volk Gottes mit sicherer Zuversicht in die Zukunft blicken. So konnte die deutsche Dichterin Gertrud von Le Fort in ihren „Hymnen an die Kirche“ sagen: „Deiner Stunde schlägt keine Stunde, und deine Grenzen sind ohne Grenzen, denn du trägst im Schoße das Erbarmen des Herrn!“

Papst Johannes Paul II. verbindet sich gerne mit Ihnen, den Teilnehmern am diesjährigen Kongress „Freude am Glauben“, im Gebet und mit dem Wunsch, dass Sie während Ihres Zusammenseins von heiligem Staunen über das Geheimnis der heiligen Eucharistie erfasst werden und daraus die Kraft schöpfen, die Mission des „Apostels der Deutschen“ in unserer Zeit fortzusetzen. Auf die Fürsprache der Allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria, der Heiligen Bonifatius und Petrus Canisius sowie aller Heiligen und Seligen Deutschlands, die Sie anrufen und verehren, erteilt Seine Heiligkeit Ihnen allen von ganzem Herzen den Apostolischen Segen.

Mit besten persönlichen
Wünschen

gez. Angelo Kardinal Sodano
Staatssekretär Seiner Heiligkeit

Auch in diesem Jahr dürfen Sie wieder in der Hohen Domkirche zu Fulda den Eröffnungsgottesdienst des Kongresses „Freude am Glauben“ feiern, den das Forum Deutscher Katholiken“ bereits zum dritten Mal in dieser Bischofsstadt ausrichtet. Der Heilige Vater Papst Johannes Paul II. hat frohen Herzens die Nachricht aufgenommen, dass diese Initiative im Dienst der Neuevangelisierung Deutschlands und Europas am Grab des heiligen Bonifatius fortgesetzt wird. Seine Heiligkeit hat mich daher beauftragt, Ihnen, Exzellenz, sowie den Veranstaltern, Referenten, Gästen und allen, die sich in diesen Tagen in Fulda zum gemeinsamen Beten und Nachdenken versammeln, seine besten Grüße und Segenswünsche zu übermitteln.

Die Wahl der Bonifatiusstadt als Tagungsort Ihres Kongresses ist gewiss kein Zufall. Denn dieser Ort war der Ausgangspunkt der fruchtbaren Missionstätigkeit des „Apostels der Deutschen“, dessen Leben darin bestand, den germanischen Völkern das Evangelium Christi zu verkünden und die junge Kirche jenseits der Alpen enger mit Rom zu verbinden, dem Sitz des Nachfolgers Petri, der ihre Einheit in der Gemeinschaft der

Ein Fels, an dem sich die Wellen brachen

Von Domvikar Georg Franz X. Schwager

Wie Johann Michael Sailer war auch Bischof Georg Michael Wittmann nach den Wirren von Aufklärung und Säkularisation im 19. Jahrhundert ein Träger geistlicher Erneuerung in der Diözese Regensburg. Der hier folgende Beitrag berichtet von seinem Wirken.

„Wenn unter den Geistlichen auch einige nicht apostolische dastehen, so fügt es der Herr so, dass hie und da ein Licht in die Mitte gestellt wird. Die Leute sehen auf dieses Licht, erbauen sich und erstarken im katholischen Leben. So regiert der Herr seine Kirche wunderbar.“¹

Mit diesen Gedanken ermutigte der im Ruf der Heiligkeit am 8. März 1833 zu Regensburg verstorbene langjährige Regens des Priesterseminars, Dompfarrer und Weihbischof Georg Michael Wittmann, ratsuchende Zeitgenossen in schwerer Zeit. Es waren vor allem antikirchliche und antiklerikale Strömungen der Aufklärung, die zu einer weit verbreiteten Verunsicherung, ja Erschütterung des religiösen Lebens führten. Sie ergriff in gleicher Weise Ordensangehörige und Weltklerus und leitete damit „das Ende der alten Ordnung“² ein. Eine der weitreichendsten Folgen der Säkularisation bestand darin, dass durch sie der äußere Rahmen einer jahrhundertelangen Tradition des religiösen Lebens zerschlagen war. Die Kirche hatte zu einem großen Teil ihren Einfluss auf die Formung des gesellschaftlichen Lebens eingebüßt. Religiöses Schwärmerium, aber auch der zersetzende Einfluss des antikirchlichen Agnostizis-

mus versuchten sich in der Bevölkerung breit zu machen. Die Auswirkungen waren verheerend. Die katholische Kirche wurde in eine ihrer schwersten Krisen geführt, von der sie sich nur langsam erholen konnte.

Auf diesem Hintergrund sind die oben zitierten Worte Wittmanns zu lesen und zu werten. In religiöser und kirchlicher Hinsicht schien die Macht der Finsternis das Licht zu verdrängen. Wittmanns Gedanken kamen aus dem Herzen; sie waren gedeckt von persönlicher Glaubenserfahrung, aber auch tiefer religiöser Überzeugung und dem Zeugnis des eigenen Lebens.

Die echt christlichem Geist in vielfacher Weise entgegengesetzten Gedanken der Aufklärung und in deren Gefolge die mit rücksichtsloser Gewalt durchgeführte Enteignung geistlicher Besitztümer bildeten die geistesgeschichtliche Grundströmung, welcher sich Georg Michael Wittmann ausgesetzt sah und von denen seine gesamte Lebenszeit überschattet war. Unvermeidlich musste der Diener Gottes in seinen vielfältigen Aufgaben und Ämtern als Regens, Dompfarrer, Weihbischof, Generalvikar und schließlich als präkonisierter Bischof von Regensburg für manche seiner Zeitgenossen ein „Zeichen des Widerspruches“ sein. Umso ehrender für ihn und umso aufschlussreicher für uns ist jene Würdigung und Charakterisierung einzuschätzen, welche der im März 1813 in Viehhausen (Pfarrei Eilsbrunn/Diözese Regensburg) geborene Pfarrer und Historiker Georg Brunner für den Regensburger Domkapitular Weigl wenige Jahre nach dem seligen Tod des Dieners Gottes über diesen ausstellte:

„Wittmann, dessen Name vom Volke so gerne ausgesprochen wird

– war neben Sailer derjenige Mann, der die Kirche in Bayern glücklich durch das sumpfige Meer des Illuminatismus hindurchführte und namentlich die Sittlichkeit in der Diözese Regensburg, der er 40 Jahre ganz allein gehörte und lebte, rettete. Er stand da wie ein Felsen, an dem alle noch so sehr tobenden Wellen sich gebrochen; ein Mann, würdig der apostolischen Zeit, ein Mann, der seine Zeit verstanden und den erst die Jetztzeit vollkommen verstehen lernt. Wenn sich die Regensburger Diözese schon im Aeußern von benachbarten unterscheidet, so hat sie das nur einem Wittmann zu verdanken, der nicht genug, ungeachtet der Unbilden der Zeit, einen biedereren Klerus gebildet zu haben, auch durch seinen Geist der ganzen Diözese etwas aufdrückte, was anderen Diözesen fehlt. Dies zeigt, welche Gnade Gott der Diözese Regensburg dadurch erwiesen, daß er zur gefährlichsten Zeit in Wittmann ihr einen Mann gegeben, der nicht bloß die Diözese Regensburg in sittlicher Hinsicht rettete, dessen Wirken ganz Deutschland umfaßte und dessen Segen auch jetzt noch in den Armen Schulschwestern fortwirkt. Da Wittmann allen gehörte, wird er auch von allen verstanden.“³

1 Gebet als tragende Grundlage christlicher Weltsicht

Wie aber antwortete Wittmann auf die Herausforderungen seiner Zeit und welche Schwerpunkte setzte er, um den „Unbilden seiner Zeit“ entgegen zu treten und das „sumpfige Meer“ des aufklärerischen Gedankengutes zu überwinden? Aus heutiger Sicht können wir sagen: Im Grunde war das ganze Leben Wittmanns eine Antwort darauf. Mit einer vom Geiste Gottes erleuchte-

ten inneren Sicherheit und Unbeugsamkeit hielt er an den von Gott geoffenbarten Wahrheiten fest, die uns von der Kirche verbürgt werden. Für ihn selbst galt, was er als „Regel für unser menschliches Leben“ aufstellte, nämlich, „dass wir auf dem, was wir mit Gebet und Überlegung beschlossen haben, unwankelmütig im Vertrauen auf Gott beharren. Ohne diese Regel taugen wir Menschen zu nichts, weil wir in allen Dingen wankelmütig sein werden“⁴.

Wittmann, der stille und demütiger Beter und Büsser, antwortete auf die Herausforderungen seiner Zeit mit entschiedener Kirchlichkeit und tiefinnerlicher Gläubigkeit, die ihr Maß am Beispiel Christi, des guten Hirten, fand. In der Selbstentäußerung des Sohnes Gottes und in der vollkommenen Angleichung an den Willen des Vaters sah Wittmann Richtschnur und Maß seines eigenen Lebens. Zu solcher Christusbezogenheit führte er alle, die seiner Sorge anvertraut waren. Nicht die „ratio“ der Aufklärer, sondern das demütige und gläubige Gebet war ihm der Schlüssel zum Verständnis der Welt und der Geschehnisse des eigenen Lebens wie auch der Weltgeschichte. In unablässigem Beten öffnete Wittmann mit bewundernswerter Treue seine Person auf Gott hin und erfuhr darin dessen Wirklichkeit, die ihn selber zur Säule der Rechtgläubigkeit und zum Segen für Unzählige werden ließ. Dies blieb seinen Zeitgenossen nicht verborgen. Sein ganzes Auftreten, seine Erscheinung waren ein „lebendiges Gebet“. Nicht umsonst kommt es, dass ihn eine der bekanntesten Darstellungen gerade als Beter mit gefalteten Händen zeigt. Dies ist wohl die gültigste Charakterisierung Wittmanns: Er war der große Beter seiner Diözese. In einer Zeit, in der viele meinten, die verstandesmäßige Durchdringung der Welt mit Hilfe der menschlichen Vernunft (ratio) allein sei der wahre Weg zur Erkenntnis und das Mittel, die Menschheit aus den vom kirchlichen Glauben gesetzten Grenzen

zu befreien, besaß Georg Michael Wittmann den Mut, die ihm anvertrauten Alumnus seines Priesterseminars zu eifrigen Liebhabern des Gebetes zu erziehen und sie vom Wert des innerlichen Lebens, das in gläubiger Herzensverbundenheit mit Gott besteht, zu überzeugen. Geist und Kraft Gottes kommen nur durch das Gebet⁵, dies war seine feste Überzeugung. Unvergessen sind seine Worte: „Je mehr nächtli-



Bischof Johann Michael Sailer und Weihbischof Georg Michael Wittmann, Ölgemälde von Barbara Popp, um 1830

ches Gebet, desto mehr Gnade“⁶. Diese Wahrheit erschloss sich ihm vor allem aus seiner gründlichen Kenntnis der Heiligen Schrift und der Psalmen.

Eine sehr wertvolle Schrift mit dem Titel „Über den moralischen Nutzen des Breviergebetes“ aus dem Jahr 1801 stammt aus Wittmanns Feder, als er noch Subregens des Priesterseminars war. Wittmann erkannte, dass ein wesentlicher Irrtum seitens der Aufklärer in ihrer Hinwendung auf die reine Immanenz bestand. Auch weite Teile der Geistlichkeit konnten oder wollten sich dieser Strömung nicht entziehen. Eine Korrektur des Diözesanklerus erreichte Wittmann, indem er seine geistlichen Mitbrüder, vor allem aber die durch seine Schule gehenden Priesteramtskandidaten, stets zum treuen Beten der Psalmen des

Breviers als des kanonischen Stundengebets anhielt und ermutigte. Der Diener Gottes tat dies mit unverratener Treue in einer Umgebung, die dafür oft nur wenig Verständnis aufbrachte. Er unterließ das Gebet selber niemals, auch und vor allem dann nicht, wenn er mit Seelsorgsarbeiten überhäuft war, so als Regens und zugleich Dompfarrer der damals 8000 Gläubige zählenden Regensburger Dompfarrei.

Wittmann gab dadurch seinen Studenten das beste Vorbild und Beispiel. In seinem oben zitierten Werk stimmt der Diener Gottes geradezu einen Lobeshymnus an auf das amtliche Pflichtgebet der Kirche, wenn er sagt: „Mir ist kein Gebetbuch von so reichhaltigem Umfang, von so vielbefassendem Inhalte bekannt wie das Brevier; denn es faßt beinahe die ganze heilige Schrift alten und neuen Testaments, und die Psalmen Davids in sich. Außerdem zeigt es in den Leben der Heiligen, die in fortlaufender Reihe vorkommen, die wunderbaren Wege Gottes. Es sind die schönsten Züge aus der Kirchengeschichte, die herrlichsten Schilderungen der edelsten Menschen, die einst den Erdboden von Aufgang bis Niedergang der Sonne beglückten“⁷. Für Wittmann stand

fest: „Wer (als Priester) das Brevier nicht betet, ist ein Ungläubiger. Es hat freilich oft etwas Beschwerliches, wenn man unterwegs gehindert ist und soll die Nacht verwenden: aber nur treu! Gott lohnet diese Treue mit einer seligen Freude!“⁸.

Mit solchen Worten ermahnte er die künftigen Geistlichen zu gewissenhafter Treue in der ihnen durch die Kirche amtlich übertragene Pflicht, das Gebet der Kirche zu üben und nicht zu vernachlässigen. Wittmann wusste um die Einwände, die die Aufklärer anführten, um den Sinn dieser priesterlichen Amtspflicht in Frage zu stellen. Immer wieder wurde der Vorwand gebracht, es wäre sinnvoller oder gar Gott wohlgefälliger, wenn die Geistlichen auf das „Lippengebet“ des Breviers verzichteten, allein das innerliche, „freie“ Gebet übten, an

Stelle der Psalmen andere, „bessere“ Gebete verwendeten oder ihre knapp bemessene Zeit mehr der praktischen Seelsorge als dem Gebete für das Heil der Seelen zu verwenden. Wer diese Einwände der Aufklärer näher betrachtet, dem wird auffallen, dass sie vielfach bis heute als Entschuldigungsgründe angeführt werden, um sich von der durch Weihe und Versprechen übernommenen Brevierpflicht freizusprechen. Wittmann gibt darauf eine gegen den Ungeist der Aufklärung tapfer vertretene Ansicht, indem er seine Betrachtungen über den Nutzen des von der Kirche angeordneten Breviergebetes folgendermaßen schließt: *„Wenn der Tod kommt, was wirst du dann rücksichtlich des Breviers getan zu haben wünschen? Es gebetet zu haben, wird dich nicht reuen; weil du mit demütigem Herzen den Beispielen der Heiligen gefolgt, und der Kirche Ehrfurcht und Gehorsam erwiesen hast. Ich beschwöre dich vor Gott, sieh, nicht was die heutige nördliche Philosophie, sondern was die Salbung dich lehre: ‚Bleibe bei dem, wie dich die Salbung lehrt, damit du bei der Erscheinung Jesu Zutrauen habest, und wenn er kommt, vor ihm nicht beschämt dastehen mögest (1 Joh. 2,28).‘“*⁹

2 Kämpfer gegen Staatskirchentum und Bevormundung der Kirche

Wie kaum ein anderer trat Georg Michael Wittmann zu seiner Zeit mutig gegen die zersetzenden Einflüsse der Aufklärung und ihre Machenschaften zur Durchsetzung eines vom Einfluss des römischen Papstes weitgehend unabhängigen Staatskirchentums ein. Wittmann war bekannt und geachtet, bisweilen auch verachtet als ausgesprochener und unbeugsamer Gegner eines vom aufgeklärten Zeitgeist vertretenen Staatskirchentums. Dennoch blieb er – ohne sich von Lob oder Tadel beeinflussen zu lassen – ein „entschiedener Vertreter einer streng kirchlichen, positiven Richtung. ... Die Akten zeigen das Bild einer heiligmäßigen, treu kirchlichen Persönlichkeit, die ein unerschütterlicher Damm war gegen alle unkirchlichen Strömungen und Bestrebungen, ein unermüdlicher und

erfolgreicher Apostel kirchlicher Erneuerung“¹⁰. Kompromisslos verteidigte Wittmann die „*principia catholica*“. Zwei seiner bedeutendsten Schriften, nämlich jene über den rechten Umgang mit der Heiligen Schrift und jene über die Frage der Mischehen zwischen Katholiken und Protestanten, stellte er unter diesen Titel. Ferner belegen seine echte katholische Grundhaltung seine Schriften über die „*Anmahnung zum Cölibat*“ (1804) und sein „*Sendschreiben über die geistliche Kleidung*“ (1809), welche er um des religiösen Nutzens der angehenden Geistlichen willen verfasste, um einer verweltlichten Sicht des Priesterstandes mit aller Klarheit entgegenzutreten.

Wie Wittmann jederzeit um den geistlichen Nutzen der Kleriker und der Kirche gegenüber staatlicher und weltlicher Einflussnahme besorgt war, so duldete er ebenso keineswegs die Verminderung der kirchlichen Güter durch Verordnungen des Staates. Energisch wandte er sich – freilich vergebens – gegen die Profanierung seiner Dompfarrkirche St. Ulrich (im Jahre 1824). In einem Gutachten vom 16. September 1822 betont Wittmann als Dompfarrer nachhaltig: *„Um die Kirchengüter ist es eine so heilige Sache, dass der hl. Petrus den Ananias und die Saphira wegen Entziehung derselben mit dem Tode bestrafte und der hl. Laurentius sich lieber habe lebendig braten lassen, als dass er die Kirchenschätze verraten wollte. Die durch die hereinbrechenden Gerichte Gottes im Strome der Zeiten verschlungenen Dinge sollten*

Georg Michael Wittmann segnet als Bischof die Gläubigen. (Bildarchiv)

nicht immer weitere der noch vorhandenen Kirchengüter in den Abgrund ziehen.“¹¹

Ebenso unerschrocken vor der staatlichen Gewalt trat der Diener Gottes bei verschiedenen Gelegenheiten für die Erhaltung der kirchlichen Lehrfreiheit und das bischöfliche Aufsichtsrecht bei der Ausbildung der künftigen Geistlichen ein. Vor allem sah Wittmann eine Verletzung der kirchlichen Lehrgewalt und der Verkennung aller christlichen und kirchlichen Ordnung in einem von der weltlichen Regierung im Jahre 1830 veranstalteten Pfarrkonkurs. Als die Regierung die Namen zweier als für das Predigtamt nicht fähig befundener Priester dem bischöflichen Ordinariat mitteilte und darum ersuchte, das Ergebnis den betreffenden Geistlichen mitzuteilen, hielt Weihbischof Wittmann dies als ungerechtfertigte Einmischung des Staates in kirchliche Angelegenheiten. Daraufhin schrieb er am 15. Januar 1831 an Bischof Sailer, dass er seine Unterschrift und Zustimmung für das Ansuchen der Regierung verweigere, wobei er ihm zugleich sein Amt als General-



vikar wieder zur Verfügung stelle: „Ich betrachte es als katholische Glaubenslehre, dass das Predigtamt der bürgerlichen Macht nicht untergeben werden könne, weil dasselbe von Christus nur den Aposteln anvertraut worden ist und weil es sehr oft der bürgerlichen Macht im Auftrage Christi widersprechen muss!“¹² Sailer nahm das Rücktrittsgesuch Wittmanns freilich nicht an, sondern erkannte und schätzte das lautere, einzig um das Wohl der katholischen Kirche ringende Sorgen und Mühen seines Weihbischofs, indem er ihn seines vollen Vertrauens versicherte und ihn schließlich bat, sein Amt mit derselben Gewissenhaftigkeit auszuüben, wie er es bisher gewohnt war: „Ich habe als Bischof dieses allerwichtigste Amt mit vollem Vertrauen auf Ihre Schultern gelegt und ich lege es heute mit demselben Vertrauen neuerdings auf ihre Schulter, oder deutscher gesagt: Sie lassen es nur liegen, wo es liegt, und tragen es fort mit derselben Wür-

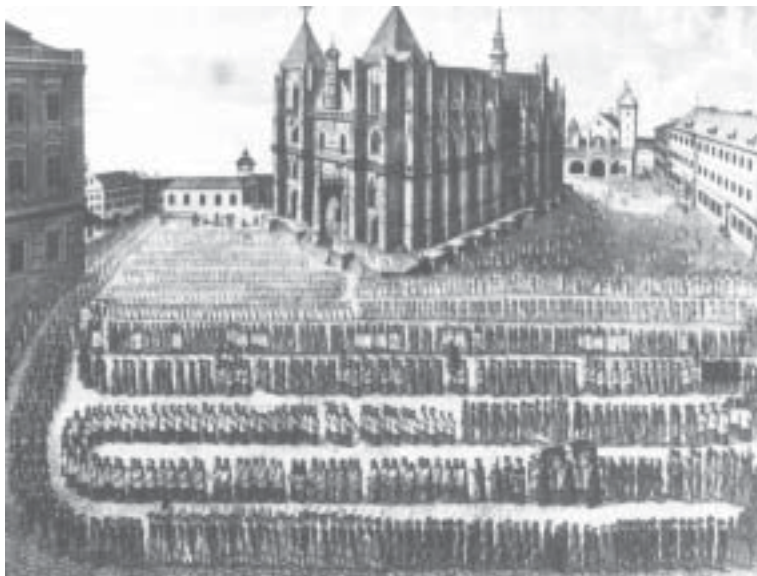
de und Heiterkeit, mit der Sie es bisher getragen haben.“¹³ Die Einschätzung Wittmanns über die ungerechtfertigte Einmischung des Staates in rein kirchliche Angelegenheiten wurde daraufhin durch den päpstlichen Nuntius selbst für richtig befunden, der bestätigte, dass „ihm Wittmanns Ansicht allein katholisch zu sein scheine; denn nur der Bischof ausschließlich habe nach göttlicher Anordnung das Recht, diejenigen zu prüfen und zu beurteilen, welche Seelsorger werden sollen“¹⁴.

Nicht zuletzt wandte sich Wittmann entschieden gegen den Einfluss bestimmter Kreise der Regierung in die Ordnung der so genannten Mischehen. Obwohl er als Regensburger Generalvikar in diesem Punkt 1831 schwere Verdemütigungen von Seiten des bayerischen Landtages hinzunehmen hatte, blieb er bei seiner streng kirchlichen Haltung. Auch als seine Ehre durch einige in Druck erschienenen protes-

tantischen Schriften angegriffen wurde, verteidigte er die Rechte der katholischen Kirche und einigte endlich in dieser schwierigen Frage den bayerischen Episkopat¹⁵.

3 Förderer des klösterlichen Lebens und der religiösen Orden

Ein letzter, aber nicht unwesentlicher Aspekt der Verteidigung des katholischen Glaubens gegen den zersetzenden Einfluss von Aufklärung und Säkularisation durch Bischof



Trauerzug durch die Straßen Regensburgs mit dem Sarg Bischof Wittmanns (zeitgenössischer Stich)

Wittmann besteht in dessen Mühen, nach Kräften den Geist klösterlichen Lebens zu fördern und der Neugründung religiöser Orden gegenüber eine offene Haltung einzunehmen. Was der Diener Gottes als jugendlicher Zögling der Jesuiten in Amberg gelehrt bekam und erfahren hatte, begleitete ihn ein Leben lang. Es verwundert daher nicht, dass er zeitlebens bestrebt war, den Geist echten, katholischen Ordenslebens wach zu halten und sich ganz für eine Wiederbelebung der klösterlichen Tradition einzusetzen. Da bekanntlich eine Unzahl von Klöstern dem Klostersturm der Säkularisation zum Opfer fiel, versuchte Wittmann Personen, die ein Verlangen nach dem Klosterleben oder der Aufnahme in einen religiösen Orden in sich verspürten, jedoch daran durch die Zeitumstände gehindert waren, den klösterlichen Geist durch Anweisungen und Regeln nahe zu bringen, die sie auch in der Welt und im alltäglichen Leben üben konnten.

Er entwickelte für sie eine entsprechende „Lebensregel“, um das Klosterleben einigermaßen nachahmen zu können: Den Gehorsam sollten solche Personen üben in Unterwerfung unter den Beichtvater und dadurch, dass sie ihren Berufspflichten pünktlich nachkämen. Die Armut sollten sie pflegen in steter Erinnerung daran, dass keine Kraft des Leibes und der Seele ihr persönliches Eigentum sei. Um vollkommene Keuschheit sollten sie sich mühen durch aufrichtiges Bekenntnis jeder

unlauteren Regung und im Freisein von jeglicher Anhänglichkeit an geschaffene Dinge. Die Klausur könnten sie halten in der Unterlassung unnötiger Besuche. Die Liebe zur klösterlichen Eintracht sei nach Ansicht Wittmanns für solche Personen leicht zu halten, wenn sie keine fremden Fehler rügten, wenn sie täglich für diejenigen beteten, durch welche der Herr ihnen Leiden schicke. Das Stillschweigen könnten sie durch große Sparsamkeit im Reden an Fasttagen und Vorabenden hoher Fes-

te halten. In ihrer Kleidung könnten sie sich begnügen mit einem Gewand ohne auffallende Eigenheiten. Das Essen und Trinken könne man sich nach Klosterart einrichten durch den Gebrauch ganz einfacher Speisen¹⁶.

Auf diese Weise versuchte Bischof Wittmann trotz der widrigen Umstände seiner Zeit, in der Klöster und Abteien durch staatliche Verordnung zum Aussterben verurteilt waren, den Geist und die Gesinnung klösterlichen Lebens aufrecht zu erhalten. Dies nicht ohne göttlichen Segen. Den reichsten Lohn hierfür erntete Georg Michael Wittmann freilich erst nach seinem Tode durch die Gründung des Ordens der Armen Schulschwester v. U. L. Frau. Seiner Schülerin Carolina Gerhardinger, der späteren seligen Ordensschwester M. Theresia von Jesu Gerhardinger (1797-1879), war es von Gott beschieden, den Orden der Schulschwester schließlich zu gründen. Unter der geistlichen Führung

Wittmanns waren die Vorbereitungen hierfür noch getroffen worden. M. Theresia Gerhardinger eröffnete wenige Jahre nach dem Tode ihres Seelenführers bereits die ersten Filialen der neuen Ordensgemeinschaft. In den Folgejahren stellte sich eine wahre Blüte des Ordens ein, da die Nachfrage nach kirchlich geführten Ausbildungsstätten für die heranwachsende Jugend immer größer wurde. In wenigen Jahrzehnten verbreitete sich der Orden nicht nur im gesamten deutschen Sprachraum, sondern seit 1847 auch in Nordamerika. Die Gründung des Ordens der Armen Schulschwestern und mit ihr der Gedanke, den klösterlichen Geist in der Kirche nach den verheerenden Auswirkungen von Säkularisation und Aufklärung neu zu beleben, begleitete Bischof Wittmann bis in die letzten Stunden seines irdischen Lebens. Noch auf seinem Sterbelager war ihm diese Gründung ein Herzensanliegen¹⁷. Seinen nahen Tod ahnend hatte er seinen Freund Sebastian Job damit beauftragt, Schwester M. Theresia beratend und helfend bei der Klostergründung zur Seite zu stehen und für die neue Ordensgemeinschaft eine Regel auszuarbeiten. Job tat dies in großer Treue gegenüber Wittmanns Auftrag und ganz in dessen Geist¹⁸. Der Segen dieser Klostergründung ist bis heute erfahrbar. Liebe zu Gott und den Menschen, Gottesfurcht und eine daraus resultierende grenzenlose Bereitschaft, sich der vielseitigen Not der Mitmenschen anzunehmen, bestimmten das Leben und Wirken des

Diener Gottes Bischof Wittmann. Dieses Ideal versucht der Orden der Armen Schulschwestern bis heute bei seinem Einsatz in Erziehung und Bildung junger Menschen zu verwirklichen. Die Vermittlung von Wissen allein war dem Erziehungsideal Bischof Wittmanns fremd und ungenügend. Ihm kam es entscheidend auf die innere Formung der Kinder und Jugendlichen im Geiste Jesu Christi und seiner Kirche an. Dieses Anliegen sah er in der Gründung eines neuen Schulordens am besten verwirklicht.

Fassen wir zusammen: In einer Zeit, in der die Philosophie und geistige Weltanschauung „gar keine innere Wahrnehmung, überhaupt nichts Übersinnliches“¹⁹ gelten ließ, steht Georg Michael Wittmann als Mann Gottes, als treuer und demütiger Diener der Kirche, als Kämpfer für die Wahrheit des Glaubens vor den Augen seiner Zeitgenossen. Er galt ihnen – wie Domkapitular Melchior Diepenbrock in seiner Traueransprache bekannte – als „*lebendiger Quell des Segens*“ und tragende „*Säule für alles Gute und Heilige*“²⁰. Trotz zahlreicher Anfeindungen durch Aufklärer und Vertreter der neuen Geistesrichtung blieb Wittmann in seiner Anhänglichkeit an die Kirche unbeirrbar. Der päpstliche Nuntius in Bayern, Charles Graf Mercy d'Argenteau konnte noch kurz vor dem Sterben des Dieners Gottes über ihn dem Heiligen Vater berichten, er könne durch „*seiner großen Tugenden und sein Wis-*

sen mit Recht als eine der ersten Leuchten Deutschlands angesehen werden“²¹. Wittmanns Schüler, Dekan Stephan Reinhold von Lam, bezeugt: „*Mit welcher Bestimmtheit und Klarheit erschloß er die Tiefen des Kirchlichen! Wie wußte er zu einer unbedingten Anhänglichkeit an die Kirche zu begeistern! Und das alles in so einfachen Worten, so ungesucht und mit einer unbegreiflichen Demut!*“²² In Demut, aber mit unwandelbarer Treue an der Liebe zur Kirche festzuhalten auch und gerade dann, wenn sie durch innere und äußere Krisen erschüttert wird, das war Wittmanns Botschaft an alle, die ihm begegneten. Dies gab ihm die Kraft, den geistigen Irrtümern der Aufklärung zu widerstehen und ein authentisch gelebtes Christentum zu bezeugen. Möge der Diener Gottes auch uns in dieser Haltung als Vorbild dienen, damit wir heute – wie er damals – Menschen zu echter Christusbegegnung führen und so zur Tiefe des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. □

Der Verfasser des Beitrages ist seit 1998 Leiter der Abteilung für Selig- und Heiligsprechungsprozesse beim Bischöflichen Konsistorium für das Bistum Regensburg. Zugleich wirkt er als Kollegialrichter beim kirchlichen Ehegericht und ist geistlicher Schriftleiter der Monatszeitschrift „Bote von Fatima“, hrsg. vom Institutum Marianum Regensburg e. V.

¹ Vgl. Mittermüller, Rupert: Leben und Wirken des frommen Bischofs Michael Wittmann von Rgb, Landshut 1859, S. 66.

² Hausberger, Karl: Geschichte des Bistums Regensburg, Bd. II, Rgb 1989, S. 85.

³ Lehner, Johann B.: Bischof Georg Michael Wittmann von Regensburg (1760-1833) im Urteil der Mit- und Nachwelt, Regensburg 1933, S. 11.

⁴ Schwager Georg Franz X.: Bischof Wittmann. Helfer der Bedrängten, Regensburg 2001, S. 68.

⁵ Vgl. Sintzel, Michael (Hrsg.): Des gottseligen Bischofes G. Michael Wittmann Exercitien für Priester und Priesteramtskandidaten, Straubing 1845, S. 25.

⁶ Vgl. Mittermüller Rupert: Leben und Wirken, S. 263.

⁷ Über den moralischen Nutzen des Breviergebetes. Aus dem Lateinischen übersetzt. Nebst einem (bisher ungedruckten) Liede

und Sendschreiben über die geistliche Kleidung von Michael Wittmann, Landshut 1834, S. XI f.

⁸ Vgl. Lehner Johann B.: Michael Wittmann. Bischof von Regensburg, Kevelaer 1937, S. 102.

⁹ Vgl. Nutzen des Breviergebetes, S. 58 f.

¹⁰ So Dr. Franz Heidingsfelder in seinem Gutachten über Bischof Wittman, vgl. CMW Processus informativus, Sessio XXXI., S. 1 f.

¹¹ CMW Processus informativus, Sessio XXXI., S. 3.

¹² Mittermüller, Rupert: Leben und Wirken, S. 216 f.

¹³ Ebd., S. 217.

¹⁴ Ebd., S. 218.

¹⁵ CMW Processus informativus, Sessio XLVIII, S. 1.

¹⁶ Vgl. Mittermüller, Rupert: Leben und Wirken, S. 162 f.

¹⁷ Vgl. Mittermüller, Rupert: Leben und Wirken, S. 246.

¹⁸ Vgl. Provinzialat der Armen Schulschwestern v. U. L. Frau (Hrsg.): Maria Theresia von Jesu Gerhardinger. Gründerin der Armen Schulschwestern von Unserer Lieben Frau 1797-1879, München 1984, S. 14-17.

¹⁹ Kirchenhistorischer Bemerker Nr. 24 (Beilage zum allgemeinen Religions- und Kirchenfreund und Kirchenrespondent. August-Heft 1830, S. 330.

²⁰ Vgl. „Er ging vorüber, Wohltaten spendend“. Trauerrede auf den verstorbenen Hochwürdigsten Herrn Georg Michael Wittmann, in: Schwager Georg Franz X.: Bischof Wittmann. Helfer der Bedrängten, S. 112.

²¹ CMW Processus informativus, Adjuncta Nr. 136.

²² CMW Processus informativus, Sessio XLVII, S. 1f.

Mutig, standhaft und versöhnlich

*Wie eine Kampagne gegen den Bischof von Regensburg abrutscht
Lehren aus dem Fall Felber*

Von Jürgen Liminski

Die Schlagzeilen sind wie Schläge: Regensburger Bischof schickt Pfarrer in Zwangsrente, tosender Applaus für Pfarrer Felber, breite Solidarität mit Pfarrer, Unmut über Bischof wächst: Das Kirchenvolk begehrt auf; Bischof schickt Pfarrer aufs Altenteil; unter uns Laien herrscht Resignation; Römische Härte; zurück in das Mittelalter; Lehrer fordern: Bischof Müller soll Kirche beim Dorf lassen; der eiserne Bischof; offener Widerstand gegen den Regensburger Bischof. Und so weiter und so fort. Es ist das übliche Muster der Manipulation und Verzerrung. Unter dem Deckmantel einer scheinbaren Objektivität versucht eine Gruppe mit Hilfe gleichgesinnter, das heißt in der Regel kirchenferner bis kirchenfeindlicher Journalisten das Bild einer Massenbewegung gegen den Regensburger Bischof Gerhard Ludwig Müller an die Wand zu malen. Aber die Apokalypse en miniature findet nicht statt. Die Megaphone sind zwar groß, aber es fehlt das große Publikum. Handelte es sich um eine Massenbewegung, wie die Blätter vorgaukeln, es wäre längst zu Demonstrationen auf der Straße oder vor dem Ordinariat gekommen. So bleibt man unter sich, mit den Megaphonen. Angenehm war die Kampagne dennoch nicht.

Die Fakten: Bischof Müller hat den Pfarrer von Bad Abbach, Siegfried Felber, in den Ruhestand entlassen. Der Pfarrer ist 66 Jahre alt, hat also das Pensionsalter erreicht. Er selber hatte um die Entlassung in den Ruhestand gebeten, was wegen personeller Engpässe zunächst auf Ende 2004 verlegt worden war. Das hatte Pfarrer Felber auch akzeptiert. Dann jedoch revidierte das Ordinariat die Entschei-

dung und setzte als Termin für den Ruhestand den 1. September 2003 fest. Hintergrund dieser Entscheidung ist die Tatsache, dass Pfarrer Felber Inhalte eines vertraulichen Gesprächs mit dem Bischof an die Öffentlichkeit weitergab und damit gegen seine Dienstplichten verstieß. Grund für die Revision der ursprünglichen Entscheidung war also ein Vertrauensbruch.



Bischof Gerhard Ludwig Müller

Zu dem vertraulichen Gespräch war es gekommen, weil Pfarrer Felber in wesentlichen Fragen der kirchlichen Ordnung nicht mit der Kirche übereinstimmt und sich selbst als Teil einer Protestbewegung sieht. Er steht der kirchenkritischen Bewegung „Wir sind Kirche“ nah, stellte ihr Amtsräume für Tagungen zur Verfügung, was er auch entgegen einer ausdrücklichen Anweisung des Ordinariates weiterhin tun wollte. Die Amtsführung des

Pfarrers war in den letzten Jahren auch unter den Gläubigen umstritten. So musste er die Abschaffung des Lätens zur Wandlung nach starken Protesten aus der eigenen Gemeinde wieder einführen. Während des eucharistischen Hochgebets übergeht er abweichend vom vorgeschriebenen Text regelmäßig die Passage, in der die um den Altar versammelte Gemeinde für die Einheit mit dem Papst und der Gemeinschaft der Bischöfe betet. An die Stelle dieser Passage setzte er den im protestantischen Sprachgebrauch verbreiteten Begriff „Kirchenleitungen“. Missbilligt wurde in der Gemeinde auch – freilich nicht von seinen Anhängern –, dass Pfarrer Felber in der hl. Messe statt der Hostien Fladenbrot verwendete.

Das Bischöfliche Ordinariat hat den Pfarrer aufgefordert, die Weisungen der katholischen Kirche zu befolgen, an die Bischof Müller nur erinnerte. Sie gelten für alle Pfarrer der katholischen Kirche. Felber lehnte das zunächst strikt ab, bezeichnete die Anweisungen zum Gebet um die Einheit als „Peanuts“ und ging mit seinem Fall an die Öffentlichkeit. Dort warteten schon die Journalisten der Mittelbayerischen Zeitung, die gegenüber der Kirche im allgemeinen und Rom im besonderen eine kritisch bis nahezu feindliche Haltung pflegt. Sie griff den Fall Felber auf und führt seither eine Kampagne gegen den Bischof, den sie einen „konservativen Hardliner“ nennt und mit Begriffen wie „kleinkariert“, „selbstherrlich“ und „arrogant“ verunglimpft.

Solch eine Kampagne ist für eine Zeitung, die in ihrem Verbreitungsgebiet ein Monopol hat, ungewöhnlich. Monopol-Tageszeitungen sind in der Regel um Neutralität bemüht,

weil die Leser wegen des Monopols keine oder kaum Möglichkeiten haben, sich ein objektives Bild zu machen. Deshalb befeißigen sie sich fairerweise einer gewissen Zurückhaltung. Nur bei ideologisch festgelegten Journalisten ist Gegenteiliges zu beobachten.

Die ebenfalls kirchenfeindliche Süddeutsche Zeitung nennt Bischof Müller im Titel eines Artikels außerdem „unversöhnlich“ und übernimmt damit ungeprüft und achtlos die Meinung eines Felber-Anhänger. Die Absicht ist klar: Man will den Bischof persönlich treffen. Solche Haltungen haben ihre Ursache meist in persönlichen Erlebnissen, die psychologisch nicht verarbeitet wurden und sich dann in Hasstiraden gegen eine vermeintliche Obrigkeit entladen. Natürlich nur, wenn das Risiko kalkulierbar ist. Das ist bei der Kirche in der Regel der Fall. Mehr noch: Man kann sich des Beifalls heute sicher sein. Liberal und permissiv gilt heute als modern; wer auf Ordnung und Wahrheit pocht, der gilt als Hardliner von gestern.

Das Schlimmste, was einem Redakteur passieren kann, ist eine Gegendarstellung oder ein Protest. Im Fall der Gegendarstellung kann er sagen: Wir sind unabhängig vom Wahrheitsgehalt gesetzlich verpflichtet, diese Gegendarstellung abzudrucken. Bei Protest kann er auf die Volksweisheit rekurrieren: „Getroffener Hund bellt“. Kommt weder das eine noch das andere, kann er das Schweigen als Feigheit anprangern oder als heimliche Zustimmung interpretieren. Die einzige Waffe, die Kampagnenopfer haben können, ist die Wirtschaftlichkeit der Zeitung. Deshalb wird eine Monopolzeitung nur höchst selten das Fehlverhalten von guten Anzeigenkunden aufdecken.

Der Fall Felber offenbart sozusagen stellvertretend die Situation der romtreuen Christen heute. Zum einen zeigt er einmal mehr das Selbstverständnis der Kirchenkritiker. Sie sprechen von „unserer“ Kirche, so als ob sie die Kirche gegründet hätten. Sie werfen dem Bischof mangelnde Offenheit und Arroganz vor, aber wer nicht so denkt wie sie, gehört nicht zu „ihrer“ Kir-

che. Sie schließen aus, grenzen ab, und man darf sich nicht wundern, wenn man mit so einer Haltung sich selber aus der Kirche ausschließt.

Zum zweiten: Die Stimmung in der Presse ist überwiegend kritisch und feindlich. Man kann das als unfair bezeichnen. Aber das führt nicht weiter. Es ist auch nichts Neues. Das Unverständnis der Masse und der Massenmedien gegenüber der Wahrheit ist keine Erscheinung unserer Tage. Schon seit Beginn der Zeitungsgeschichte lebt die Kirche im Spannungsfeld zwischen „guter und schlechter Presse“. Sie hat viel gelernt. Auch dass Zeitungen nur begrenzt Organe der Verkündigung sein können. Es gibt, wie schon der Gründer der deutschen Publizistik, Professor Emil Dovifat

„Man muss die Wahrheit auch wollen“

schrrieb, die Objektivität nicht. Dovifat sprach lieber von der „subjektiven Wahrhaftigkeit“ des Journalisten. Er sollte sich um Wahrhaftigkeit bemühen, mit anderen Worten, um Fairness.

Das war im Fall Felber von seiten mancher Presseleute kaum zu sehen. Sie gaben der Kampagne Raum und Stimme. Auch bei Felber und seinen Anhängern selbst war von Fairness nicht viel zu spüren. Erst als die Kampagne an der Standhaftigkeit des Regensburger Bischofs abprallte und der Volksaufstand ausblieb, lenkte Felber ein. Nach einem Gespräch mit dem Bischof erklärte er sich schriftlich bereit, die Liturgie nach den allgemein gültigen Regeln zu feiern und kirchliche Räume entsprechend den Vorgaben des Bistums zu nutzen, sie also nicht mehr Gruppierungen wie „Wir sind Kirche“ zur Verfügung zu stellen. Unter diesen Bedingungen bleibt er auch bis 2004 im Amt und Pfarrer von Bad Abbach. Es war das dritte Gespräch des Bischofs mit dem Pfarrer. Der Bischof äußerte sich danach sehr konziliant und bezeichnete den Geistlichen als „engagierten Seelsorger“, der mit „hohem persönlichen Einsatz um seine Pfarrei

bemüht“ sei. Von Unversöhnlichkeit keine Spur.

Bischof Müller machte auch deutlich, wo die Grenze liegt. Bei der Einheit der katholischen Kirche sei er gefordert. Diese Einheit komme in verbindlichen Liturgietexten zum Ausdruck. Zu ihnen gehört die Nennung des Namens von Papst und Bischof der jeweiligen Diözese. Diese Namen stünden „für die Einheit der Weltkirche“ und des Bistums. Sie drückten auch aus, dass in der Einheit mit Papst und Bischof die heilige Eucharistie gefeiert werde.

Der Fall Felber steht, so gesehen, auch in einem inhaltlichen Zusammenhang zu den anderen Fällen im Gefolge des ökumenischen Kirchentags. Er hat, wie Felber selber sagte, „eine christliche Konfliktlösung“ gefunden. Dennoch sollte er zu denken geben. Er weist über seinen konkreten Anlass hinaus. Die Zeiten der (lokalen) Meinungsdiktatur oder der ideologisch gelenkten Presse sollten in Deutschland eigentlich vorbei sein. Die Frage, ob dem so ist, steht nun erneut im Raum und könnte künftig durchaus öfter gestellt werden. Die Einheit mit Rom berührt die Wahrheitsfrage des Vermächtnisses Christi. Sie ist manchen Deutschen und ihren publizistischen Helfershelfern ein Dorn im Auge. Die Bischöfe täten gut daran, die publizistische Situation der Kirche nicht nur unter finanziellen, sondern auch gesellschaftlichen Gesichtspunkten und – warum nicht? – auch unter den Möglichkeiten der PR zu prüfen. Man muss die Wahrheit auch wollen, meinte der große Soziologe Max Weber. Dazu gehören Mut, Standvermögen und klarsichtige Glaubenskraft, wie sie der Regensburger Bischof mit bemerkenswerter Beharrlichkeit und gleichzeitiger Gesprächs- und Versöhnungsbereitschaft zeigte. Dazu gehört allerdings auch, mit Blick in die Zukunft unserer Mediengesellschaft, eine Marketingstrategie, die über den innerkirchlichen Raum hinausreicht. Die Kirche hat der Welt sehr viel mehr zu sagen und zu zeigen als die sehr persönliche Freiheit des einen oder anderen Christenmenschen. □

Bild Nr. 11: Kreuzerhöhung

Das Fest Kreuzerhöhung ist einer der zwölf Hauptfesttage der orthodoxen Kirche. Nachdem Kaiser Konstantin im Jahre 313 durch das Mailänder Edikt die Christenverfolgung aufgehoben hatte, empfing auch seine Mutter, die Kaiserin Helena, die Taufe. Im Jahre 320 unternahm sie eine Wallfahrt zu den heiligen Stätten in Jerusalem. Dort fand sie auf dem Erdhügel von Golgatha drei Kreuzer.

Eine todkranke Frau berührte eines und wurde spontan geheilt. Daran erkannte man das „wahre“ Kreuz. So berichtet Johannes Chrysostomos aus dem Jahre 395. Die orthodoxe Lehre macht besonders deutlich, dass durch Christus das Symbol des Kreuzes ins Gegenteil gedreht wurde: Das Kreuz als Mittel zur Vernichtung des Menschen wurde plötzlich zum Symbol der Auferstehung und der

Rettung. Aus Anlass der Wiederentdeckung wurde eine Auferstehungsbasilika (Anastasis) gebaut und das Kreuz dem Volk gezeigt. Diesen Moment zeigt unser Bild Nr. 11. Bald nach 600 eroberten die Perser Jerusalem und erbeuteten das Kreuz. Schon im Jahre 628 besiegte Kaiser Heraklios die Perser und brachte das Kreuz in feierlicher Prozession wieder nach Jerusalem zurück.



Die Liturgie mit festem Glauben und tiefer Ehrfurcht feiern

Von Erzbischof Georg Eder

Wir dokumentieren hier die Predigt, die Erzbischof Dr. Georg Eder anlässlich der Wallfahrt von „Pro Sancta Ecclesia“ am 21. Juni 2003 in Altötting gehalten hat.

Introibo ad altare Dei. So habe ich heute wieder einmal an den Stufen des Altares gebetet. Ich will hintreten zum Altare Gottes. Mit dem hl. Aloisius steigen wir heute die Stufen hinauf. Ihm selber war es freilich nicht (mehr) möglich. Er kam nicht an das große Ziel seines Lebens, zum Priestertum, für das er wirklich alles, sein ganzes Erbe, seine glänzende Karriere, aufgegeben hatte. Die Pest war schneller. Sie raffte den Dreiundzwanzigjährigen am 21. Juni 1591 dahin. So macht es Gott manchmal mit seinen Heiligen. Und Aloisius hatte ja das Ziel des Priesters bereits erreicht, er hatte sich hingegeben im Dienst an den Pestkranken. Das Ziel, die Aufgabe des Priesters besteht einzig in der Hingabe. –

Die Messe ist einzig Hingabe. Der einzige Erlöser der Welt gibt sein Leben hin – pro mundi vita. Und unsere wirkliche participatio actuosa besteht genau darin, „dass wir selber zu einer lebendigen Opfergabe werden, die für immer dir gehört“, wie die Kirche oft betet.

Liebe Brüder und Schwestern, was tun wir jetzt? Nach den Reaktionen auf die Ankündigung dieses Gottesdienstes „in der alten Tridentinischen Liturgie“ scheint es etwas Zwielfichtiges zu sein: Nicht ganz verboten und nicht recht erlaubt, so als sei es nicht ganz sicher, ob hier etwas Gutes geschieht. Ein Rück-

schrift auf alle Fälle. Schlagartig macht die Ächtung der tridentinischen Liturgie das Drama unserer heutigen Liturgie offenbar.

1. Das Drama der römischen Liturgie heute

„Es geht nicht darum, dass es in der einen Kirche verschiedene Riten gibt. Der „lateinische“, der byzantinische, die Riten der altorientalischen Kirchen der Syrer, der Chaldäer, der Kopten ... Darin liegt gerade der Reichtum der Kirche, ihrer kostbaren Traditionen. Die Tragik liegt darin, dass einer dieser Riten, der römische, ehemals lateinische, der am weitesten in der Welt verbreitete, in Auflösung begriffen ist. (–)

„Glaubt nicht, dass ich dafür das II. Vatikanum mit seiner Liturgiekonstitution „Sacrosanctum Concilium“ allein verantwortlich mache, obwohl dort sozusagen der Sprengkopf zu finden ist. So leicht dürfen wir uns das nicht machen. Vielleicht wollte das Konzil den dahinsterbenden Glauben retten – mit einer dramatischen Operation?

Es ist die Situation einer Kirche, hinter deren prunkvoller Fassade ein großer Hohlraum gähnt. Diese Fassade wird dafür immer wieder vergoldet. Hinter den herrlichen Gottesdiensten in prunkvollen Paramenten und mit schönster Musik, hinter der kostbaren Ikonostase der lateinischen Liturgiesprache verkrustete der Glaube. Aber die Tradition war stark und hielt viel länger. Doch glauben wir ja nicht, dass dies nur in der sogenannten „vorkonziliaren“ Zeit geschah, nein das geschieht genau so heute: Die Feste werden immer noch schöner gefeiert ... aber was man da eigentlich tut, was da geschieht, das wissen viele nicht mehr. Der Rahmen des Bildes wird immer schöner – und das Bild selbst verblasst bis zur Unkenntlichkeit.

Ich wuchs in jener Zeit auf. Ja, das Tischgebet wurde (fast) überall noch gebetet – aber wie? Und der Rosenkranz wurde noch gebetet – aber wie! Bei manchen Knechten hatte er den Namen die „Sonntagsgeißel“. Man ging in die Kirche, weil sich das gehörte. Was aber geschah dort? Über den Glauben wurde auch in den „katholischen“ Familien kaum gesprochen; meist war das einzige Argument des Glaubens die Feststellung: „Das gehört sich so.“

Und wir Priester? Ja, die Messen wurden der Reihe nach „gelesen“ – aber nicht selten auch sehr schlampig. Und wie Schlangen standen die Gläubigen an den Beichtstühlen und wurden oft maschinell abgefertigt. Wussten die Hirten davon nicht ...?

2. Die Liturgieerneuerung

Sie kam nicht zu früh, sondern zu spät und wurde dadurch eher zu einer Revolution der Liturgie, zu einer Revolution in der Kirche. Es war wie das Niederreißen der Ikonostase: alles ist offen, sichtbar. Das Mysterium ist gelüftet. Die Grenze zwischen dem Heiligen und dem Profanen gibt es nicht mehr. Der Vorhang im Tempel ist endgültig zerrissen. Wir sehen in das Allerheiligste hinein und siehe – es ist leer.

So ist es auch dem Priester, dem Priestertum ergangen. Man hat ihn/



Zelebrant, Prediger und Referent Erzbischof Dr. Georg Eder bei der Theologischen Sommerakademie in Dießen 2002

es sozusagen „ausgezogen“. Die „Weihe“, sein Geheimnis – und das Mysterium des Priesters ist so groß wie das der Eucharistie – ist weg. Jetzt sieht man, dass dahinter nichts ist. Es ist der gleiche Mensch wie alle anderen; also kann eigentlich jeder tun, was der Priester tut. Brauchen wir also noch Priester (oder Priesterinnen)? „Weder das eine noch das andere“, schreibt einer. Und bestimmte Theologen suchen zu beweisen, dass Christus weder eine Kirche gründen, noch Priester weihen wollte. Also!

Der eigentliche Bruch bestand natürlich in der Umdrehung des Altars. Wenn ich mich um 180° drehe, so ist rechts und links vertauscht. Der Mensch steht dann in der Mitte, nicht mehr Gott. Die selbst produzierten liturgischen Texte zeigen das rundum.

Das kann nicht gut gehen. „Das Maß aller Dinge ist der Mensch.“ Das ist nicht falsch. Aber das Maß des Menschen ist nicht er selbst, sondern Gott. Gott! Jesus, der Menschensohn, der Gottessohn. Der Sinn und das Ziel des Menschen liegen nicht in ihm, sondern darüber! Wenn man das nicht mehr weiß, verliert der Mensch seinen eigentlichen Wert. Der Wert des Menschenlebens war nie so gering wie heute. „Genug vom Menschen geredet. Es ist Zeit, an Gott zu denken!“ (Andrej Sinjaroske, er war sieben Jahr im Gulag).

Liebe Brüder und Schwestern, glaubet nicht, ich wollte heute versuchen, das Rad zurückzudrehen. Das ist ohnehin unmöglich; der Versuch einer Restauration würde der Kirche und den Gläubigen nur schweren Schaden zufügen. Omnia instaurare in Christo: So lautete das Programm des hl. Papstes Pius X., der einer ersten Liturgieerneuerung durchführte.

Instaurare ... in Christo, von innen heraus erneuern, von Christus her! (Darum braucht auch die Liturgiereform des 2. Vatikanums noch eine Erneuerung – von innen her. „Der Geist ist es, der lebendig macht“, sagt Christus, „das Fleisch nützt nichts“ (Jo 6,63) Aus tiefem Glauben, mit großer Ehrfurcht, im Geist der Anbetung müssen wir die heilige Eucharistie feiern, die Sakramente (celebrare heißt feiern). Wir feiern heute immer, wir feiern alles. Aber celebrare, feiern, heißt doch nicht nur „Festliches-Tun in großer Gemeinde“, sondern mehr noch „rühmen, preisen, verherr-

lichen“. Das erste und letzte Ziel jeglicher liturgischer Handlung ist und bleibt die Anbetung.

Was können wir jetzt, heute, tun? Ihr, die „Anhänger der alten Liturgie“? Dieser beleidigende Ausdruck darf nicht mehr verwendet werden – auch nicht von Seiten Roms. Es können nur jene gemeint sein, die die lateinische tridentinische Liturgie hochschätzen und aus ihr große Kraft schöpfen. Der Heilige Vater hat schon vor Jahren gefordert: „Der Zugang zur tridentinischen Liturgie sollte den Gläubigen leicht gemacht werden.“ Am Zug sind die Bischöfe.



Die Gnadenkapelle in Altötting, das Ziel der Wallfahrer

Mir selber und den Priestern, die nach einem Weg suchen, was sie jetzt tun könnten, sage ich: ich feiere jeden Gottesdienst für Gott und genau so, wie die Kirche es vorschreibt. Aber ich bemühe mich, jeden Tag neu, mit immer tieferer Ehrfurcht, mit immer größerem Glauben, aus immer stärkerer Liebe das Heilige zu tun. Ja, ich möchte selber eine lebendige Opfergabe werden in Christus zum Lob seiner Herrlichkeit“ (4. Hochgebet). Verzeiht – ich bin noch weit weg davon, aber ich möchte es.

3. Gibt es ein Heilmittel für die heutige Not, für die Krankheit der Kirche, einen Trost in unserem Leiden? Ich glaube schon. Ich meine die Anbetung der Eucharistie außerhalb der hl. Messe. Die Anbetung des allerheiligsten Sakramentes, die Anbetung vor dem ausgesetzten Allerheiligsten.

Es kommt die Zeit – und sie ist schon da – in der infolge der Priesternot die Feier der Eucharistie zur Seltenheit wird. Wir verschleudern ja die Sakramente, wir missbrauchen die hl. Messe zur Verschönerung irgendeines Festes. Darum wird sie uns genommen werden. Es muss sein. Aber diese Not kann eine heilsame werden. Nur müssen wir diese Not bestehen, wir dürfen nicht ausweichen und auf keinen Fall Ersatz schaffen durch irgendwelche Gottesdienste, die die hl. Messe erübrigen. Es wäre gut – m. E. heute schon die Zahl der Gottesdienste (am Sonntag) zu halbieren und die Anbetung zu verdoppeln. Die hl. Messe wird ja trotz all der Bemühungen, sie jedem bekömmlich und schmackhaft zu machen, immer weniger geschätzt.

Der „Volksaltar“ wird also immer öfter leer bleiben. Aber Jesus verlässt uns nicht. Er ist und bleibt im allerheiligsten Altarsakrament gegenwärtig „als Gott und Mensch mit Fleisch und Blut“. Wir müssen uns nun wieder dem Sakramentsaltar zuwenden, den Tabernakel öffnen, alle Kerzen anzünden. Auf den leeren Altar würde ich einen leeren Kelch hinstellen. Das Gebet müsste aber immer drängender werden: „Herr, bleibe bei uns! Verstoß uns nicht, obwohl dich immer mehr verlassen. Schenke uns noch soviel Zeit, dass wir umkehren können“ (hl. Kommunion).

Die Anbetung des heiligsten Sakramentes ist eine große Kraft – nein, sie ist die größte Kraft. „Es gibt keine stärkere Kraft als das Gebet vor dem ausgesetzten Allerheiligsten“ (Sr. Brieghe Mc Kenna). „Oh wie schön ist dieses Werk ... wie groß die Anbetung durch die Priester ...!“ (Joh.M. Vianney). Kann der Priester ein stärkeres Glaubenszeugnis geben als wenn er, der soeben die Hostie konsekriert hat, dann davor auf die Knie fällt?

Liebe Brüder und Schwestern! „Ecclesia de Eucharistia (vivit)“. Die Kirche lebt von der Eucharistie. Der Priester lebt von der Eucharistie. Unser Glaube lebt von der Eucharistie. Wir beten an. Ave verum corpus natum de Maria virgine. Und sie, ja sie, die Jungfrau, Unsere Liebe Frau von Altötting, sie ist unsere Hoffnung. „Sei begrüßt, o Königin, Mutter der Barmherzigkeit, unser Leben, unsere Süßigkeit und unsere Hoffnung – sei begrüßt! □

Regelungen für eine multireligiöse Gesellschaft oder Synkretismus?

Die Leitlinien für multikulturelle Feiern, kommentiert von Gerhard Stumpf

Die in den *Arbeitshilfen Nr. 170 des Sekretariats der Deutschen Bischofskonferenz* herausgegebenen *Leitlinien für multireligiöse Feiern von Christen, Juden und Muslimen, eine Handreichung der deutschen Bischöfe vom 25. Januar 2003* scheinen in mancherlei Hinsicht Anfragen, Verwirrung, Irreführung und Sorgen auszulösen. Vor allem werden die Bischöfe angegriffen, darunter besonders Kardinal Meisner, der für liturgische Fragen zuständig ist. Es erscheint notwendig, einige Aspekte der Leitlinien hervorzuheben:

1 In den Leitlinien werde nicht genügend zwischen dem Gott der Christen, dem Gott der Juden und dem Gott der Muslime unterschieden. Doch die Leitlinien treffen deutliche Unterschiede.

Jedes Gebet schließt immer den Glauben an Gott ein. Dieser Glaube ist von der Religion vorgegeben. Deshalb können Christen nur im Glauben an den dreifaltigen Gott beten. Juden und Muslime beten im Glauben an ihren Gott. Dies machen die Leitlinien deutlich. Wenn ich einem Anderen beim Beten zuhöre, übernehme ich noch nicht seinen Glauben. Wer als gläubiger Christ neben einem gläubigen Moslem wohnt, weiß, dass sein Nachbar in einem anderen Glauben betet als er. Wenn in einem deutschen Ort zum Freitagsgebet in einer Moschee aufgerufen wird, dann weiß der in der Nachbarschaft lebende Christ, dass sich hier Menschen zu einem Gebet versammeln. Es ist ihm unbenommen in seinem Herzen ein christliches Gebet zu sprechen. Er kann auch zur gleichen Zeit in der Familie laut den Rosenkranz beten. Wenn der Christ in Jerusalem den Muezzin hört, muss er sich nicht die Ohren zuhalten. Wie das Beten des

Christen von Andersgläubigen aufgenommen wird, ist nicht Sache des Beters. Die Leitlinien treffen deutliche Unterscheidungen.

„Vom Standpunkt der römisch-katholischen Kirche aus verehren – trotz aller Unterschiede im Gottesbild – Juden und Muslime einen einzigen Gott, wie ihn auch die Christen anbeten. Darum können katholische Christen das Beten von Juden und Muslimen als Hinwendung zu Gott, tatsächliche Anrufung und wahren Lobpreis respektieren. Für Christen allerdings bedeutet beten immer, zum dreieinen Gott zu beten. Sie beten im Bewusstsein, Geschöpfe des Vaters, Brüder und Schwestern Jesu Christi und darin vom Heiligen Geist erfüllt zu sein. Zugleich wissen sie um die Schwierigkeit, dass diese trinitarische Prägung ihres Gebets den Widerspruch von Juden und Muslimen hervorruft. Bei multireligiösen Feiern muss offen bleiben, wieweit Juden und Muslime wegen ihrer verschiedenen Gottesvorstellungen das christliche Gebet und das Gebet des jeweils anderen tatsächlich anerkennen.“

2 Was verstehen wir unter Gott?

Wir Christen glauben an einen Gott in drei Personen. Der Vater ist Gott, der Sohn ist Gott, der Heilige Geist ist Gott. Auch bei den Juden und den Muslimen gibt es die göttlichen Eigenschaften. Dazu gehören wie bei uns Christen die Allmacht, die Heiligkeit, die Allwissenheit, die Barmherzigkeit. In der Begegnung mit diesem Gott kann sich der Mensch nicht mehr beliebig verhalten. Anbetung, Lobpreis, Dank und Bitte sind seine Reaktion. In der Anerkennung der Gottheit und wichtiger Aussagen über Gott begegnen sich die Gläubigen der monotheistischen Religionen.

„Die drei monotheistischen Religionen teilen die Überzeugung, dass Gott einer und einzig, Schöpfer des Alls und des Lebens ist, der den Menschen zu ihrem Heil seinen Willen offenbart. Der eine Gott ist Quelle allen Segens und im Gottesdienst Adressat des Lobpreises, des Dankes und der Bitte. So können Begegnungen daran anknüpfen, dass die Partner ähnliche religiöse Erfahrungen haben und sich dadurch letztlich nicht fremd sind.“

Die drei monotheistischen Religionen verwenden in vielerlei Hinsicht eine Begrifflichkeit, die sich auf die Eigenschaften Gottes bezieht. Daraus erklärt sich auch die Vergleichbarkeit mancher religiöser Haltungen. Im innergöttlichen Verhältnis und in der Erlösung der Menschen gibt es bleibende Unterschiede.

3 Multireligiöse Gottesdienste oder multireligiöse Feiern?

Begriffe sind zur Darstellung bestimmter Dinge notwendig. Hier gilt es, die Verwirrung durch Begriffe zu verhindern. Deshalb wählen die Leitlinien den Begriff „Feier“ mit Bedacht. Denn Gottesdienst gibt es in jeder Religion, doch sind die Inhalte grundverschieden. Die Leitlinien:

„Unter Berücksichtigung der bestehenden Schwierigkeiten ist es unumgänglich, diejenige Form der multireligiösen Feier zu wählen, bei der die Vertreter der verschiedenen Religionen nicht gemeinsam beten, sondern jeder für sich aus seiner eigenen Tradition heraus handelt. Diese Form entspricht dem beim Weltgebets-treffen in Assisi praktizierten Modell. Eine sogenannte interreligiöse Feier, in der sich alle gemeinsam mit von allen getragenen Worten und Zeichen an Gott wenden, ist abzulehnen, weil hier die Gefahr besteht, den anderen zu vereinnahmen und vorhandene Gegensätze zu verschleiern. Deshalb

sollten auch die Bezeichnungen ‚Gottesdienst‘ und ‚Liturgie‘ zugunsten der zurückhaltenden Bezeichnung ‚multireligiöse Feier‘, eventuell auch ‚Gebetstreffen der Religionen‘, vermieden werden. Dies ist der Pluralität der Glaubensvorstellungen angemessen und weckt keine falschen Vorstellungen. Diese Leitlinien widmen sich gemeinsamen religiösen Feiern von Christen mit Juden und Muslimen, weil diese drei Glaubensgemeinschaften den Glauben an Gott und das Gebet zu ihm gemeinsam haben.“

4 Wann sind multireligiöse Feiern mit religiösen Elementen möglich, wozu dienen sie?

Multireligiöse Feiern mit Gebet sind nur möglich, wenn das Beten des Nachbarn toleriert wird. Es geht zuerst darum, dem Anderen die Existenz, die immer mit der Religion verknüpft ist, nicht abzusprechen. Es ist erfreulich, dass Menschen unterschiedlichen Glaubens einander begegnen, erst recht, wenn der Andere durch sein Dabeisein kundtut: ich respektiere dich und deinen Glauben. So erst kann der Weg zum Gespräch und damit dazu bereit werden, dass die Kenntnis des christlichen Glaubens auch für den Juden und Moslem wichtig wird. Toleranz war es, was Jesus Christus zunächst für sich und seine Lehre gefordert hat. Die Streitgespräche Jesu mit Pharisäern und Sadduzäern machen deutlich, dass diese nicht dazu bereit waren.

Dann geht es darum, in der Welt für den Frieden einzutreten und gemeinsam an der Erhaltung und Wiedergewinnung des Friedens mitzuarbeiten. Dies kann nur in Gemeinsamkeit der Völker gelingen. Zum Selbstverständnis eines Volkes gehört aber auch seine Religion. Deshalb kann die Begegnung der Religionen nicht ausgeschlossen werden.

„Die Begegnung zwischen Christen, Juden und Muslimen hat zum Ziel, ‚Juden, Christen und Muslime dahin zu führen, in ihrem jeweiligen Glauben und in der allgemeinen Brüderlichkeit, die alle Mitglieder der Menschheitsfamilie untereinander verbindet, den Anlass und das Beharrungsvermögen zu suchen, um für den Frieden und die Gerechtigkeit zu arbeiten‘. Im Rahmen dieses Dialogs, der durch die politische Situation im Nahen Osten und im Heiligen Land

belastet und zugleich unverzichtbar ist, können multireligiöse Feiern der drei monotheistischen Religionen ein wichtiges Element des Friedens sein. Solche Feiern sind eine Chance, füreinander Zeugen Gottes zu sein und miteinander der Versöhnung und dem Frieden in der Welt zu dienen. In einer zerrissenen und von Konflikten geschüttelten Menschheit können diese von den drei Religionen getragenen multireligiösen Gebetstreffen Frieden schaffende Kraft ausstrahlen.“

5 Ersetzen neu eingeführte multireligiöse Feiern bestehende Gottesdienste?

Wie in der katholischen Kirche die hl. Messe nicht durch eine Andacht ersetzt werden kann, sind multireligiöse Feiern nicht als Ersatz für Gottesdienste in der eigenen Religion gedacht. Die Leitlinien:

„Anlässe zu multireligiösen Feiern ergeben sich immer häufiger, obwohl sie nach wie vor Ausnahmecharakter besitzen und das eigene kirchliche, also das konfessionelle und das ökumenische Gebet nicht ersetzen können. Verschiedene Termine haben sich bereits bewährt.

Dazu gehören die ‚Woche der Brüderlichkeit‘, die ‚Woche des ausländischen Mitbürgers‘, der ‚Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus‘ und der 1. Januar als Welfriedenstag. Auch der 27. Oktober als Jahrestag des ersten multireligiösen Gebetstreffens von Assisi 1986 eignet sich ... Sondersituationen wie Krisen- oder Kriegszeiten bieten Anlässe für multireligiöse Feiern, in denen die Religionen Zeichen für Versöhnung und Frieden setzen. Dazu gehören auch Fälle von Ausländerfeindlichkeit und Rassismus. Schließlich können Gedenk- und Trauerfeiern bei Katastrophen und Unfällen multireligiös gestaltet werden ... Gesellschaftliche Ereignisse wie die Einweihung von Einrichtungen und Gebäuden sowie die Eröffnung von Veranstaltungen können Vertreter der verschiedenen Religionen zu multireligiösen Feiern zusammenzuführen. Weitere Gelegenheiten können sich in Justizvollzugsanstalten oder Krankenhäusern bieten, wenn dort eine größere Zahl von Mitgliedern verschiedener Religionen anwesend ist. Die Schule stellt in mancher Hinsicht ei-

nen Sonderbereich dar, insofern das multikulturelle Zusammenleben und -arbeiten zum Alltag gehört, den es gemeinsam zu gestalten gilt. Daraus kann jedoch nicht folgen, dass dieses Bemühen automatisch zu ausschließlich multireligiösen Feiern führt, die lediglich als Werkzeug für innerschulische Integrationsbemühungen dienen.“

6 Wo und wann sollen multireligiöse Feiern stattfinden?

Glaube und Gebet stellen den Menschen in die Gegenwart Gottes. Deshalb dürfen Glaube und Gebet nicht benutzt werden, Menschen zu ärgern. Also werden multireligiöse Feiern Ort- und Festzeiten der Religionen respektieren.

„In der Regel sollten multireligiöse Feiern nicht in einem Sakralraum, sondern in neutralen Räumlichkeiten stattfinden. Dadurch kann Rücksicht auf das Bilderverbot genommen werden, das für Juden wie Muslime gilt ... Auch die Auswahl des Tages und der Stunde der Feier bedarf der Sorgfalt. Dabei sind die jeweiligen Fest- und Feiertage, etwa der Sonntag, der Sabbat und der Freitag, sowie die Gebetszeiten zu respektieren.“

7 Welche Elemente der Gestaltung sollen in die Feier eingebracht werden?

Die Leitlinien betonen wiederum, dass eine klare Unterscheidung möglich sein muss. Es darf keinen Synkretismus geben.

„Als grundsätzliche Regel gilt, dass auf das gemeinsame Beten – sei es von frei verfassten oder sei es von aus der Tradition ausgewählten Texten – verzichtet wird, wie es auch in Assisi gehalten wurde. Es sollte auch darauf verzichtet werden, gemeinsam Lieder zu singen, die von den jeweiligen Glaubensvorstellungen und Gebetstraditionen geprägt sind. Eine weitere Regel ist, dass eine Religion bei solchen Feiern keine Texte oder Bräuche anderer Religionen in ihre Beiträge aufnimmt, die nicht gleichzeitig – wie im Fall des Alten Testaments bei Christen – auch zur eigenen Überlieferung gehören.“

8 Welche Gebete dürfen gesprochen werden?

Grundsätzlich sind alle Gebete möglich, weil die Gebete nicht gemeinsam gesprochen werden. Da die

Christen im christlichen Glauben beten, sind alle Gebete der Christen auch trinitarische Gebete, auch wenn die Dreifaltigkeit nicht eigens genannt ist. z. B. wird folgendes Gebet zitiert:

„Gott, unser Vater, hilf uns, dass wir immer mehr einander achten lernen; gib uns Kraft zum Frieden in der Familie, am Arbeitsplatz, in der Freizeit. Lass Männer und Frauen, Junge und Alte, Menschen verschiedener Überzeugung einander ertragen und einander Gutes tun. Dies erbitten wir durch Christus, unsern Herrn.“ In dem Gebet wird der Heilige Geist nicht genannt. Aber beten kann man nur im Heiligen Geist.

Wer ist im folgenden Gebet der Herr aller Herren? Ist dieses Gebet ein evangelisches, katholisches, jüdisches oder muslimisches Gebet? Es steht im Gotteslob (31.2):

„Herr aller Herren, du willst, dass die Menschen miteinander in Frieden leben. Wir bitten dich, zeige den Politikern, wie sie Spannungen lösen und neue Kriege verhindern können. Lass die Verhandlungen unter den Nationen der Verständigung dienen und führe die Bemühung um Abrüstung zum Erfolg. Wir bitten dich um gerechte Lösung der Konflikte, die Ost und West, Nord und Süd, Farbige und Weiße, arme und reiche Völker voneinander trennen. Lass nicht zu, dass wir mitmachen, wenn Hass und Feindschaft Menschen gegeneinander treiben. Hilf uns Frieden halten, weil du mit uns Frieden gemacht hast.“

Eine Frage mag der Leser selber beantworten. Können ein Jude, ein Moslem das Vaterunser sprechen? Ist in unserem Vaterunser die Trinität ausdrücklich erwähnt? Aus christlicher Sicht ist das Vaterunser dennoch ein trinitarisches Gebet, wenn es expressis verbis auch keine diesbezügliche Formulierung enthält.

9 Die Leitlinien für multireligiöse Feiern sind im Glauben und in der Praxis der Kirche abgesichert.

Die Leitlinien nehmen in ihren Ausführungen Bezug auf das Dekret *Nostra aetate* des 2. Vatikan. Kon-

zils, beziehen die Erklärung über die Religionsfreiheit *Dignitatis humanae* ein und erläutern präzise die Aussagen und das Tun des gegenwärtigen Papstes.

„Die Erklärung des Konzils über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen *Nostra aetate* ist dafür so etwas wie die Programmschrift geworden. Dabei ist unübersehbar, dass der Papst selbst nicht erst seit dem berühmten Friedensgebet in Assisi im Jahr 1986, sondern in seiner gesamten Verkündigung dem interreligiösen Dialog sehr viel mehr Bedeutung eingeräumt hat, als durchschnittlich bekannt ist.“

„Schon in der Einladung zum Treffen der Religionen in Assisi hatte Papst Johannes Paul II. die Absicht geäußert, „eine Weltgebetsbewegung für den Frieden ins Leben zu rufen, die über die Grenzen der einzelnen Nationen hinweg die

Gläubigen aller Religionen einbezieht und die ganze Erde umfassen soll“. Damit übereinstimmend gewann das Ereignis von Assisi den Charakter eines Modells, an dem sich andere Begegnungen im Rahmen des interreligiösen Dialogs orientieren konnten. Als typisch erschien dabei der Verzicht auf ein gemeinsam gesprochenes Gebet, um die unterschiedlichen Gottesvorstellungen zu respektieren. Der tragende Gedanke war das gemeinsame Anliegen des Friedens, um der Weltöffentlichkeit die tiefere Zusammengehörigkeit der Menschheit in der einen und einzigen Heilsgeschichte Gottes mit allen Menschen guten Willens, wie sie der christlichen Überzeugung entspricht, zu dokumentieren.“

Dazu passt, was aus dem Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz bekannt wurde: „Soweit ihre »der Leitlinien Anm. d. Red«



*Friedensgipfel in Assisi 24.1.2002
Papst Johannes Paul II. begrüßt die
Vertreter der Religionen auf dem
Vorplatz der Franziskusbasilika*

Grundlage die Aussagen des II. Vatikanischen Konzils über das Verhältnis zu den nichtchristlichen Religionen, hier besonders zu Judentum und Islam, sowie die Lehre und Praxis des gegenwärtigen Papstes, Papst Johannes Paul II., sind (wobei besonders das Friedensgebet von Assisi von 1986 als ein ‚Modell multireligiösen Feierns‘ angesehen werden kann), haben sie eine daraus resultierende eigene Verbindlichkeit. Zu beachten ist in diesem Zusammenhang auch die doppelte Stoßrichtung der ‚Leitlinien‘. Sie benennen die Voraussetzungen und Modalitäten ‚multireligiöser Feierns‘, aber doch klar auch deren Schwierigkeiten und Grenzen ...“

10 Wie verbindlich ist das II. Vatikan. Konzil, dessen Dokumente alle vom Papst unterzeichnet wurden?

Die Erklärung ‚Nostra Aetate‘, die sich mit dem Verhältnis der katholischen Kirche zu den nichtchristlichen Religionen befasst, wurde damals mit 2221 Ja-Stimmen und 88 Nein-Stimmen verabschiedet und wie alle anderen Dokumente vom Papst unterzeichnet. Zwar gehört diese Erklärung in der Rangordnung der Dokumente zur untersten Stufe. Dennoch widerspricht sie in keinem Punkt den Glaubensaussagen der großen Konstitutionen, in denen der bleibende Glaube der katholischen Kirche enthalten ist. Die Lektüre und Auslegung der Konzilstexte orientiert sich am Glauben der Kirche, wie er vom kirchlichen Lehramt gehütet wird. Wer der Lektüre private Interpretationsmuster zugrunde legt, geht in die Irre und führt auch andere auf Abwege.

Es gilt also die Leitlinien mit Sachverstand zu lesen. Sie setzen den notwendigen Rahmen, damit niemand mit eigener Willkür den eigenen Glauben verrät. Man kann als Christ unbedenklich an Feiern, die sich an den Leitlinien orientieren, teilnehmen. Die Leitlinien bieten Anregungen zum Nachdenken und zum Gestalten. Mit den Leitlinien wird kein einziger katholischer Gottesdienst aus Schule und Pfarrei verschwinden. Wenn konfessionelle Gottesdienste aus Schulen verschwunden sind und nicht mehr eingeführt wurden und werden, dann lag und liegt dies an den Lehrern. □

Der alte römische Ritus behält sein Heimatrecht in der Kirche

Aus der Predigt von Kardinal Castrillion Hoyos beim Treffen der Freunde der alten Liturgie in Santa Maria Maggiore

Am 24. Mai 2003, dem Fest der Muttergottes, Hilfe der Christen, fand in der römischen Basilika Santa Maria Maggiore ein Gottesdienst im „überlieferten römischen Ritus“ statt. Zelebrant war Kurienkardinal Dario Castrillón Hoyos, Präfekt der Kleruskongregation und Präsident der Kommission „Ecclesia Dei“.

Im ersten Teil seiner Predigt sprach Kardinal Hoyos über „Maria, die heiligste Gottesmutter“. Darin bezog er sich vor allem auf das 2. Vatikanische Konzil, das in Kontinuität mit der gesamten Tradition der Kirche die Verbindung zwischen Maria und der Kirche hergestellt habe (vgl. Kapitel VIII der Dogmatischen Konstitution „Lumen gentium“).

Der zweite Teil der Predigt handelte vom „Nachfolger Petri“.

„Es ist Johannes Paul II., unser vielgeliebter Papst, auf den sich nun unsere Gedanken, unser Gebet und unser tiefer und liebevoller Sinn für die kirchliche Gemeinschaft richten. Im Lauf dieser 25 Jahre waren sein Leben und sein Dienst als apostolischer Oberhirte geprägt von der unermüdlichen Verteidigung der Wahrheit, von der völligen Hingabe an das Anliegen der Einheit der Kirche und durch die prophetische und mutige Hirtensorge im Eintreten für einen wahren und gerechten Frieden zwischen den Völkern und zwischen allen Menschen. Je hingänglicher seine physische Person erscheint, desto stärker ragt seine moralische und geistliche Rolle vor der Menschheit hervor. »Und du, stärke deine Brüder!« (Luk 22,32). Wir sind uns mehr denn je bewusst der Stürme und Herausforderungen, die sich dem Mystischen Leib Christi stellen. Das ist das Los der Kirche, göttlich in ihrem Wesen und

menschlich in ihren Gliedern. Wir leiden unter so vielen Widersprüchen, die die menschliche Natur und die Sünde der stürmischen Geschichte unserer Menschheit und dem Gang der Kirche auf ihrer Pilgerreise zum endgültigen Vaterland zufügen können. Aber wir sind eingeladen, immer von neuem unser Vertrauen in den Herrn der Geschichte, den Gründer und das unsichtbare Haupt seines Mystischen Leibes zu erneuern: »Habt keine Angst... Ich habe die Welt überwunden« (Joh 16,33). Die Kirche ist siegreich durch den fortwährenden Beistand des Heiligen Geistes, Garant der Kontinuität des katholischen Glaubens: »und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen« (Mt 16,18). Siegreich, weil uns in den Sakramenten die Gnade garantiert ist, die uns umwandelt und heiligt. Die Kirche ist siegreich, weil sie auf den Felsen Petri gegründet ist, der kein anderer ist als der Fels Christi selbst. Siegreich, weil die Gemeinschaft mit den rechtmäßigen Hirten jenes Kennzeichen der Katholizität garantiert, das unerlässlich ist um in der mystischen Gemeinschaft des Leibes Christi zu verharren. Die Kirche ist siegreich in ihren Heiligen: Wie zahlreich und beispielhaft sind die Gestalten überragender Heiligkeit, mit denen der Heilige Vater das Verzeichnis der Heiligen erweitert hat, und die er uns im Lauf dieses Vierteljahrhunderts seines Pontifikats vorgelegt hat.“

Der dritte Teil der Predigt wandte sich dem „verehrwürdigen Ritus des heiligen Pius V.“ zu.

„Heute gestattet uns eine providentielle Koinzidenz, Gott seinen Kult zu erweisen, indem wir das göttliche Opfer nach dem römischen Ritus feiern, der Form angenommen hat in dem sogenannten

Missale Pius V.; seine sterblichen Hüllen ruhen eben in dieser Basilika. Hier haben wir die dritte Gestalt, die bei dieser Feier wohl zugegen ist. Sie selbst, geliebte Gläubige, die Sie eine besondere Anhänglichkeit haben an diesen Ritus, in dem jahrhundertlang die offizielle Form der römischen Liturgie bestand, haben die Initiative ergriffen für diese heutige Zelebration. Und ich war glücklich, dass ich diesem Anliegen entsprechen konnte, das weit über die Zahl hinausgeht, die Sie sind, sowohl weil es motiviert war durch eine kindliche Anhänglichkeit an den Heiligen Vater, anlässlich des nahenden 25jährigen Jubiläums seines Pontifikats, als auch um die Früchte der Heiligkeit anzuerkennen, die das christliche Volk aus der heiligen Eucharistie im Rahmen dieses Ritus empfangen hat.

Man kann nicht sagen, dass der Ritus des heiligen Pius V. erloschen sei, und die Autorität des Heiligen Vaters hat seine wohlwollende Aufnahme gegenüber jenen Gläubigen ausgedrückt, die, bei gleichzeitiger Anerkennung der Legitimität des römischen Ritus, wie er nach den Vorgaben des II. Vatikanischen Konzils erneuert wurde, dem vorhergehenden Ritus verbunden bleiben und darin eine solide geistliche Nahrung finden für ihren Weg der Heiligung. Im übrigen hat dasselbe II. Vatikanische Konzil erklärt, dass »... die heilige Mutter Kirche allen

rechtlich anerkannten Riten gleiches Recht und gleiche Ehre zuerkennt. Es ist ihr Wille, dass diese Riten in Zukunft erhalten und in jeder Weise gefördert werden, und es ist ihr Wunsch, dass sie, soweit es not tut, in ihrem ganzen Umfang gemäß dem Geist gesunder Überlieferung überprüft und im Hinblick auf die Verhältnisse und Notwendigkeiten der Gegenwart mit neuer Kraft ausgestattet werden« (Sacrosanctum Concilium Nr. 4).

Der alte römische Ritus behält also in der Kirche sein Bürgerrecht im Rahmen der Vielfalt der katholischen Riten, sowohl der lateinischen wie der orientalischen. Was die Verschiedenheit dieser Riten einigt, ist derselbe Glaube an das eucharistische Geheimnis, dessen Bekenntnis stets die Einheit der heiligen, katholischen und apostolischen Kirche sichergestellt hat.

Johannes Paul II. hat anlässlich des zehnten Jahrestags des Motu proprio *Ecclesia Dei* alle Katholiken aufgerufen, »Zeichen der Einheit zu setzen und ihre Zugehörigkeit zur Kirche zu erneuern, damit wir der rechtmäßigen Pluralität und den verschiedenen Mentalitäten Respekt entgegenbringen und sie keinen Anlass zur Trennung darstellen, sondern uns vielmehr anregen, gemeinsam das Evangelium zu verkünden. So möge der Heilige Geist, der alle Charismen zur Einheit zusammenfügt, uns alle ermutigen,

auf dass wir alle den Herrn verherrlichen und das Heil allen Völkern verkündet werde« (OR Nr. 50 S. 11).

All das ist ein Anlass zu besonderer Dankbarkeit gegenüber dem Heiligen Vater. Wir zeigen uns von Herzen erkenntlich für das zarte und väterliche Verständnis, das er all denen bezeugt, die in der Kirche den Reichtum lebendig halten wollen, den diese ehrwürdige liturgische Form darstellt; sie hat seine Kindheit und Jugend genährt, sie war diejenige seiner Priesterweihe, seiner Primiz, seiner Bischofskonsekration, und sie hat also Anteil an seiner schönsten Krone von geistlichen Erinnerungen.

Ich weiß, dass Sie dem Heiligen Vater überaus dankbar sind für die Einladung, die er an die Bischöfe der ganzen Welt gerichtet hat, »den Gläubigen gegenüber, die sich der alten Liturgie verbunden fühlen, Verständnis und pastorale Aufmerksamkeit entgegenzubringen. An der Schwelle des Dritten Jahrtausends mag sie allen Katholiken helfen, die Feier der heiligen Geheimnisse mit jener Ehrfurcht zu begehen, die auch wirklich ihr geistliches Leben nähren kann und zur Quelle des Friedens wird« (OR Nr. 50 S. 11).

Diese Ehrfurcht muss, wie der Aquinate lehrt, die größtmögliche sein, »propter hoc quod in hoc sacramento totus Christus continetur« (Sth. III q.83). (deswegen, weil in diesem Sakrament der ganze Christus enthalten ist)

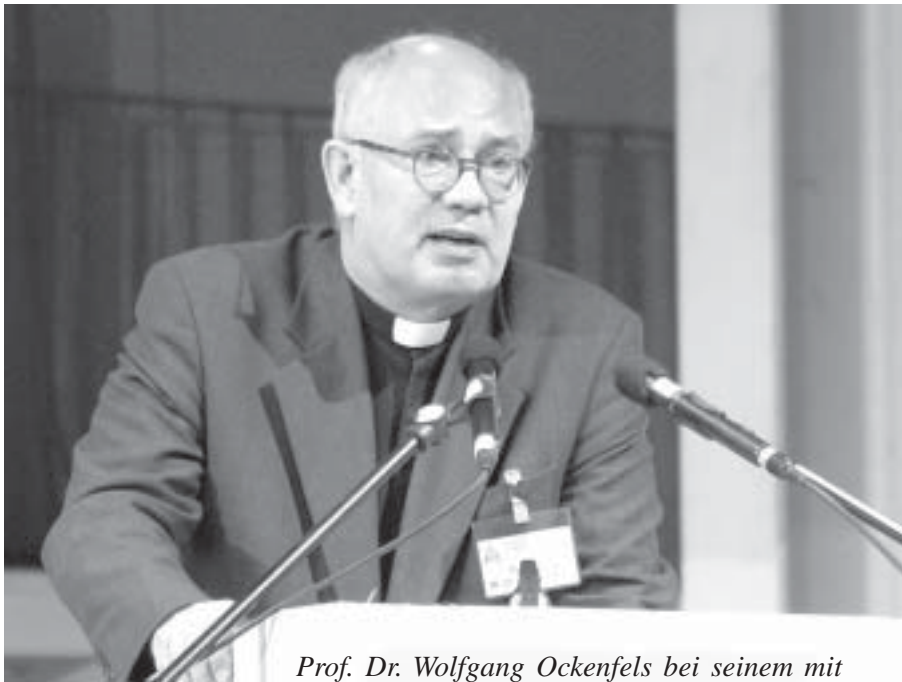
Wir sind alle aufgerufen zur Einheit in der Wahrheit, im gegenseitigen Respekt vor der Verschiedenheit der Meinungen, auf der Grundlage desselben Glaubens, indem wir, »in eodem sensu« vorwärtsschreiten und uns des augustischen Wortes erinnern: »In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.« (Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhafte Freiheit, in Allem aber Liebe). □



Basilika S. Maria Maggiore, Apsismosaik, Rom

Ehe und Familie im Würgegriff des Staates?

Von Wolfgang Ockenfels OP



Prof. Dr. Wolfgang Ockenfels bei seinem mit großem Beifall bedachten Referat

1. Vorbemerkungen

Sie kennen vielleicht die Geschichte von dem schwerkranken Patienten, den das Krankenhauspersonal für einen Simulanten hält. Kaum dass er gestorben ist, eilt die Krankenschwester zum Stationsarzt und meldet: „Herr Doktor, Herr Doktor, der Simulant von Zimmer 13 ist soeben gestorben.“ Darauf der Arzt: „Jetzt übertreibt er aber!“

Manchmal stellt sich erst zu spät heraus, dass angebliche Simulanten in Wirklichkeit doch sehr schwer krank – und dramatisch klingende Diagnosen nicht übertrieben waren. So auch bei unserem Thema. Ich gebe zu: Es enthält eine übertrieben und vereinfacht klingende Behauptung, die man besser in eine Fragestellung umwandeln würde. Überdies geht es nicht nur um die Ehe, sondern auch um die Familie. Denn die Ehe soll auf eine Familie,

d.h. auf Kinder hinauslaufen, wie die Familie ihre tragende Grundlage in der Ehe findet. So jedenfalls nach christlichem Verständnis. Es geht also um Ehe *und* Familie, die in *einem* Atemzug zu nennen sind. Und wie sie auch beide gleichermaßen im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland genannt werden: Nämlich als Institutionen, die von Staats wegen rechtlich besonders zu schützen sind.

Ob nun ausgerechnet der Staat, der Ehe *und* Familie zu schützen ausdrücklich verpflichtet ist, sie stattdessen in einen „Würgegriff“ genommen hat, scheint eine in Frageform gekleidete Unterstellung zu sein. Und reichlich übertrieben dazu. Denn was ist überhaupt der Staat? Was können wir heute noch von ihm erwarten? Ist er denn noch der souveräne Garant der Menschenwürde und des Gemeinwohls? Oder ist er nicht faktisch der Repräsentant und Vollstrecker der macht-

vollen Interessen einer Gesellschaft, die ihre gewandelten Wertvorstellungen nun auch rechtlich zur Geltung bringt? Er, der Rechts- und Sozialstaat, scheint nur noch ein Schatten seiner selbst zu sein: ausgeliefert der Macht von Interessenverbänden und einer öffentlichen Meinung, die in den säkularen Medien Stimmungen und Wertvorstellungen erzeugen, die kaum noch eine christliche Prägung erkennen lassen. Ist ein derart vergesellschafteter Staat überhaupt noch in der Lage, Ehe und Familie zu schützen, wenn sich diese Gesellschaft als ziemlich kinderfeindlich erweist? Dann ist das Bild vom „Würgegriff“ durchaus plausibel. Es bedeutet: Gesellschaft und Staat untergraben die Familie, graben ihr das Wasser ab. Die Familien werden im Stich gelassen gerade von denen, die sie schützen und unterstützen sollten.

Das klingt alles sehr dramatisch und ist es auch. Aber an die alltäglichen Katastrophen haben wir uns inzwischen gewöhnt. Wer noch vor einigen Jahren als notorischer Schwarzmaler, Unglücksprophet und Polemiker kritisiert wurde, gilt heute als Realist, der bloß das beschreibt, was auf uns zukommt und jetzt schon mit Händen zu greifen ist. Zum Beispiel der demographische Niedergang unseres Volkes, das sich zu einer Seniorenresidenz entwickelt, in der dann auch die Politiker um ihre Altersbezüge besorgt sind. Vor der letzten Bundestagswahl haben die Parteien das Thema „Familienpolitik“ ganz groß auf ihre Fahnen geschrieben. Jetzt ist nur noch wenig davon zu spüren. Frau *Katherina Reiche*, die als unverheiratete Mutter eine „neue“ Familienpolitik der CDU/CSU repräsentieren sollte, widmet sich inzwischen wieder anderen Aufgaben, die sie hoffentlich besser be-

herrscht. Und die siegreiche Koalition aus SPD und Grünen wird von zwei Staatsmännern geführt, die es insgesamt wohl auf acht Ehen gebracht haben (man kommt mit dem Zählen kaum nach). Das macht sie – aber auch manche Vertreter der C-Parteien – nicht gerade glaubwürdig als Protagonisten einer gerechten Ehe- und Familienförderung. Leider ist hierzulande weit und breit kein *Thomas Morus* zu finden, der auch einem politischen Machthaber gegenüber den Mut hat zu sagen: „Es ist Dir nicht erlaubt!“

Uns bleibt einstweilen die bange Frage: Müssen die befürchteten Katastrophen erst eintreten, damit der Staat tätig wird, um sie abzuwenden? Und: Was können wir als Christen tun?

2. Zur kritischen Lage: Phänomene, Gründe und Folgen

Wie kritisch die Lage von Ehe und Familie heute ist, geht aus einigen Fakten und Tendenzen hervor, die wir in Erinnerung rufen müssen:

a) Krisenphänomene

Gravierend sind folgende Krisenphänomene: Ehen werden heute seltener und später geschlossen – und früher geschieden. Die Zahl der Kinder nimmt insgesamt ab (1,3 Kinder pro Paar), relativ nimmt die Zahl der unehelichen Kinder zu. In Deutschland wird ca. jede dritte Ehe geschieden. Immer mehr Haushalte stellen nichteheliche Lebensgemeinschaften dar. In den großen Städten dominieren inzwischen die Singles. Als neuester Trend zeigt sich, dass „emanzipierte“ Frauen, wenn sie Kinder haben wollen, bewußt auf die Gemeinschaft mit einem Ehemann und Vater verzichten. Meist können sie aber nicht berufstätig sein, so dass sie von der staatlichen Sozialhilfe abhängen. Der Staat tritt also hier in die Rolle des anonymen Ersatzvaters ein. Immerhin, hier werden wenigstens noch Kinder geboren, wenngleich diese einen Anspruch darauf haben, auch von ihrem leiblichen Vater erzogen zu werden.

Freilich sind die massenhaften Abtreibungen immer noch das größte moralische und gesellschaftliche Problem. Der Staat hält sie zwar für rechtswidrig, läßt sie aber

straffrei geschehen – und unterstützt sie auch noch finanziell. Als sei Schwangerschaft eine Krankheit. Leider haben sich auch kirchliche Kreise inzwischen an diesen Wahnsinn gewöhnt.

Wo der Staat durch sein Tun oder Unterlassen Ehe und Familie schädigt, untergräbt er seine eigene Existenz und verbaut sich seine eigene Zukunft. Darin sind wir schon sehr weit fortgeschritten. Ich möchte noch einige weitere Punkte aus dem staatlichen Sündenregister nennen:

(1) Wie ist das mit dem öffentlich-rechtlichen Fernsehen, für das wir Zwangsabgaben leisten müssen? Werden hier nicht oft genug pornographische und perverse Inhalte als Familiensendungen deklariert?

(2) Wie ist das mit dem Sexualkundeunterricht an staatlichen Schulen? Werden hier nicht Sexualpraktiken und Verhütungstechniken propagiert, die die eheliche Liebe und Treue moralisch entwerten?

(3) Wie ist das mit dem Jugendschutz? Kann überhaupt noch irgend jemand der allgemeinen Schamlosigkeit entrinnen – und was tut der Staat gegen diese öffentliche Verblödung und Verrohung der Sitten? (Immerhin ist nach *Sigmund Freud* die Schamlosigkeit ein Zeichen von Schwachsinn).

(4) Wie ist das mit der Ehescheidung, die im Lauf der Zeit immer mehr erleichtert wurde? Sind inzwischen Mietverträge und Arbeitsverträge nicht besser geschützt als der Ehevertrag, wo es keinen Kündigungsschutz gibt?

(5) Wie ist das mit der Anerkennung der Prostitution als „normaler Beruf“? Soll er vielleicht demnächst auch als Ausbildungs- und Lehrberuf anerkannt werden? Und sollen die entsprechenden Arbeitsplätze vielleicht durch das Arbeitsamt vermittelt werden?

(6) Und wie ist es mit den Verhütungspillen, die es bereits geschafft haben, den Nachwuchs der Bevölkerung erheblich zu reduzieren? Sollen sie auch dann noch staatlich propagiert werden, nachdem ihre krebsfördernde Wirkung eindeutig nachgewiesen wurde? Man wird ja noch fragen dürfen. Und mit Spannung auf die Sammelklagen warten, die von den

Pharmakonzernen Entschädigung in Milliardenhöhe verlangen.

Ein eigenes Krisenkapitel bildet die *gleichgeschlechtliche* Lebensform, die nun als „eingetragene Lebenspartnerschaft“ gesetzlich anerkannt ist. Sie nimmt ihr Maß an der Ehe, weshalb sie auch allgemein als „Homo-Ehe“ bezeichnet wird. Die „richtige“ Ehe, also das Ehe-Original, wird dadurch entwertet, dass es mit seiner Karikatur weitgehend gleichgestellt werden soll. Welche Kosten da auf uns zukommen und von der Familienförderung abgezogen werden, ist bisher noch unklar. Vermutlich wird nur eine kleine Anzahl Homosexueller von diesen Möglichkeiten Gebrauch machen. Aber darauf kommt es nicht an. Ein Gesetz wird nicht dadurch besser, dass es nur von wenigen in Anspruch genommen wird. Entscheidend ist die moralische Signalwirkung, die von dieser Reform ausgeht, und die rechtliche „Leitkultur“, die durch sie geprägt wird.

Man kann nur hoffen, dass die weitergehenden steuer- und sozialrechtlichen Teile dieses Projekts am Bundesrat scheitern werden. Denn es ist nicht nur aus christlicher Sicht höchst bedenklich. Darf der liberale Rechtsstaat ein sexuelles Verhalten rechtlich anerkennen und fördern, das dem moralischen Sittengesetz widerspricht? Soll der Sozialstaat sexuelle Verhältnisse unterstützen, die keinen generativen Beitrag zum Gemeinwohl leisten, keine Alternative zu Ehe und Familie bilden und die weder förderungswürdig noch förderungsbedürftig sind?

Wenn der Staat etwas rechtlich anerkennt oder sogar fördert, muß er es auch moralisch gutheißen. Die Frage ist, mit welchem Recht hier eine „neue Moral“ staatlich anerkannt wurde. Das Recht des Grundgesetzes schützt das Recht von Ehe und Familie in *besonderer* Weise, weil es auch in moralischer Hinsicht vorzugswürdig ist. Denn von Ehe *und* Familie, aus denen übrigens auch der homosexuelle Nachwuchs hervorgeht, hängen Bestand und Wohl der Gesamtgesellschaft ab.

Die Krise der Ehe mag zum großen Teil aus Kindermangel resultieren, der in der sog. „Homo-Ehe“ systematisch vorprogrammiert ist,

so dass diese neue Institution schon krisenhaft erschüttert ist, bevor sie real zu existieren beginnt. Von daher ist das Interesse homosexueller Paare, sich wenigstens auf dem Adoptionsweg Kinder zu verschaffen, zwar verständlich, aber aus erzieherischen und moralischen Gründen äußerst problematisch. Dennoch wird man auch hier mit dem rechtspolitischen Argument kommen, homosexuelle Partner-

Die Familie ist durch geeignete soziale Maßnahmen zu unterstützen und zu schützen. Wenn die Familien nicht instande sind, ihre Aufgaben zu erfüllen, haben andere Körperschaften der Gesellschaft die Pflicht, der Institution der Familie beizustehen und sie zu unterstützen. Gemäß dem Subsidiaritätsprinzip sollen die größeren Gemeinschaften davon Abstand nehmen, sich die Rechte der Familie anzumaßen oder in ihr Leben einzugreifen.

*Katechismus der kath. Kirche
Ziffer 2209*

schaften seien diskriminiert, solange sie nicht dasselbe Adoptionsrecht wie Eheleute erhielten.

Inzwischen gibt es immer mehr Ehen, die nie zu Familien heranwachsen, weil zwischen dem Kinderwunsch und der Anzahl der tatsächlich geborenen Kindern eine große Kluft herrscht. Denn der Schritt von der Ehe zur Familie ist mit mancherlei Risiken und Kosten verbunden, die der Staat nicht mittragen will, obwohl er dazu grundgesetzlich verpflichtet ist. Nachdem der Staat die Familien gehörig ausgenutzt hat, um die Kinderlosen zu fördern, geht er nun dazu über, diesen – insofern sie homosexuell sind – ein Gemeinschaftsleben schmackhaft zu machen, das wieder auf Kosten der Familien geht.

Begründet wird dieses Vorhaben mit dem Hinweis auf eine angebliche Diskriminierung homosexueller Beziehungen. Aus regierungsamtl. Perspektive ist der Mangel an Privilegierung bereits eine Diskri-

minierung. Das liegt ganz im Weltbild jener heute regierenden Achtundsechziger, die aus ihrem Haß auf die „bürgerlichen“ Institutionen von Ehe und Familie keinen Hehl machen. Das besagte Gesetz hat nur die homosexuellen Partnerschaften im Blick und nicht jene, die sich gerade wegen sexueller Enthaltbarkeit am besten bewähren. Gemeint sind die unverheirateten Geschwister und andere Verwandte, die zusammenleben und füreinander Sorge tragen. Sie können sich künftig als rechtlich diskriminiert betrachten. Um nicht diskriminiert zu werden, müssen sie künftig wohl den Nachweis unsittlicher Beziehungen erbringen. Vielleicht brauchen wir künftig eine Unsittenpolizei, die das überprüft.

b) Ursachen und Gründe

Zu den vielen Gründen, die in den westlichen Industriestaaten zur Entwertung von Ehe und Familie geführt haben, zählt vor allem der sogenannte „Wertewandel“. Dieser hat durch seine Individualisierungstendenzen und Emanzipationsbestrebungen zur Krise fast sämtlicher Institutionen geführt, ausgenommen der Bereich von Freiheit, Spaß und Unterhaltung. Lustbetonte „Selbstverwirklichung“ ist das magische Stichwort der Gegenwart. Pflichten wahrzunehmen, Verzicht zu üben und Opfer zu bringen für ein größeres Ganzes, gelten als altmodisch und freiheitsberaubende Zumutung. So etwas erwartet man nur von anderen: „Mir ist kein Opfer groß genug, das andere für mich bringen!“ Für sich selber beansprucht man nur Rechte, die andere verpflichten. Und wehe, wenn andere ihre Pflichten nicht erfüllen. Es sind immer die anderen, die Verzicht üben und den „Gürtel enger schnallen“ sollen. Die reziproke Regel, wonach man das selber zu tun bereit sein sollte, was man von anderen erwartet, findet kaum noch Anklang.

Dies hängt gewiß auch mit dem Rückgang der religiösen und kirchlichen Bindungen zusammen, und mit der Unfähigkeit, überhaupt noch langfristige, verlässliche, treue Bindungen einzugehen. Wir haben es tendenziell mit einem geistigen, moralischen und räumlichen *Nomadentum* zu tun, mit einer entwurzelten Mobilität, die unsere gesamte Lebens- und Arbeitswelt, unseren modernen Lebensstil charak-

terisiert. Unter diesen Umständen grenzt es schon fast an ein Wunder, dass doch immer noch die große Mehrheit der Bevölkerung mehr oder weniger glücklich verheiratet ist und auch bereit ist, Kinder in dieser „modernen“ Welt aufzuziehen, auch wenn es mit Kosten und Mühen verbunden ist.

Aber viele Funktionen, die einst den Familien zustanden – wie etwa die Altersversorgung –, hat der Sozialstaat übernommen. Er hat sich dabei völlig übernommen, jedenfalls finanziell, ohne dabei die Familien nennenswert zu entlasten. Denn die Familien tragen immer noch die steuer- und abgabenpolitischen Hauptlasten für einen Sozialstaat, der die kinderlosen Ehepaare, die ehelosen Kinderpaare und die Singles mehr begünstigt als die kinderreichen Familien. Diese zusammenhängenden Faktoren der „Moderne“ – bedingt durch den technischen Fortschritt und den Massenwohlstand – haben den Niedergang der Familien beschleunigt.

Doch die Gesellschaft scheint nicht an selbstkritischer Analyse interessiert zu sein, und die öffentliche Diskussion widmet sich jetzt eher den vordergründigen Fragen der Finanzierbarkeit von Rentenreform und Gesundheitssystem, statt sozialpolitische Gerechtigkeitsfragen zugunsten der Familien zu erörtern.

c) Demographische Folgen

Aber das demographische Problem drängt jetzt mit Gewalt darauf, auch unter familienpolitischen Aspekten diskutiert zu werden. Denn die sich abzeichnende demographische Katastrophe ist nichts anderes als eine Folge der Mißachtung von Ehe und Familie. Ich möchte nicht so weit gehen zu behaupten, sie sei eine gerechte *Strafe Gottes*, die wir uns durch eigenes Tun und Lassen zugezogen haben. Wer kann das schon so genau wissen? Aber „Dem deutschen Volk“, dem unsere Berliner Volksvertretung gewidmet ist, blüht nach demographischen Prog-

rechts: Blick in den vollbesetzten Zuhörerraum während der Rede von Prof. Ockenfels

nosen das rapide Aussterben. Das statistische Bundesamt gab kürzlich bekannt, dass auch bei steigender Lebenserwartung und bei einer Zuwanderung von jährlich 200.000 Personen die Bevölkerung bis zum Jahr 2050 um acht Millionen auf etwa 75 Millionen Menschen sinken wird.¹

Aus der Perspektive der Katholischen Weltkirche, die in ihrer zweitausendjährigen Geschichte viele Völker hat kommen und gehen sehen, ist es freilich nicht entscheidend, ob das deutsche Volk ausstirbt oder nicht. Wir sind schließlich keine National- oder Landeskirche, deren Heilserwartung mit der langfristigen Bestandserhaltung unseres Volkes verknüpft ist. Viel wichtiger ist die Frage der Bevölkerungsstruktur, wenn sich also der Anteil der Jüngeren erheblich reduziert und der der Älteren massiv erhöht. Und wenn immer weniger berufstätige Beitragspflichtige für immer mehr bedürftige Empfänger Beiträge in das Sozialsystem zahlen müssen. Wir entwickeln uns in Deutschland zu einem großen Altenheim, dem dann auch noch die nötigen Pflegekräfte fehlen. Und vor allem das Geld, sie zu bezahlen.

Dies geschieht nicht nur durch die Steigerung der allgemeinen, medizintechnisch bedingten Lebenserwartung, sondern vor allem durch die nachhaltig geringe Geburtenrate. Die sog. Reproduktionsgrundlage der Bevölkerung schrumpft unaufhörlich. Die Zahl der Frauen im

„geburtensfähigen Alter“ sinkt von 20 Millionen im Jahr 2001 auf 14 Millionen im Jahr 2050. Dies führt dazu, dass im Jahr 2050 nicht einmal die Hälfte der Verstorbenen in einem Jahr durch Neugeborene ersetzt wird.

Eine „kritische Beschleunigung der Alterung“ wird sich schon in den Jahren zwischen 2010 und 2030 ergeben, wenn die geburtenstarken Jahrgänge aus den sechziger Jahren – also vor dem sogenannten „Pillenknicke“ – in die höheren Altersgruppen hineinwachsen. Die 50 bis 65 Jahre alten Erwerbstätigen, die gegenwärtig 15 Millionen Menschen umfassen und rund 30 Prozent der Erwerbstätigen bilden, werden dann fast 40 Prozent der Bevölkerung im Erwerbsalter stellen. Die Dramatik der Alterung unserer Gesellschaft zeigt sich vor allem darin, daß sich der Anteil der Achtzigjährigen und Älteren von gegenwärtig knapp vier Prozent der Bevölkerung auf zwölf Prozent im Jahr 2050 erhöhen wird.

Der deutschen Bevölkerung ist freilich nicht durch massenhafte Einwanderung aufzuhelfen: zur Aufjüngung des überalterten und verschuldeten Sozialstaats und zur Auffüllung der leerstehenden Strukturen. Wenn sich hierzulande der Anteil der Jüngeren halbiert und der der Älteren verdoppelt haben wird, werden wir uns verdammt die Augen reiben und feststellen: Uns fehlen genau die Millionen junger Menschen, die wir „rechtswidrig“, aber „straffrei“ haben abtreiben lassen –

oder die Mithilfe der „Pille“ oder sonstiger Verhütungsmittel gar keine Chance bekamen, geboren zu werden. Dieser Geburtenschwund führt nun dazu, dass wir mit wachsenden Generationenrivalitäten und sozialen Verteilungskämpfen zu rechnen haben, auch mit ethnisch-religiösen Konflikten, auf die wir nicht vorbereitet sind.

Schon jetzt bahnt sich ein Klassenkampf zwischen Alten und Jüngeren an. Von einigen Ökonomen sind die Älteren, die über 75jährigen, schon längst abgeschrieben worden: Für sie sollen die Krankenkassen nicht mehr kostspielige lebenserhaltende Behandlungen zahlen, sondern nur noch schmerzlindernde Mittel. Leider wurde die menschenverachtende Position, die das Lebensrecht und die medizinisch notwendige Betreuung an einer Altersgrenze festmacht, kürzlich auch von einem katholischen Theologen aus Bochum öffentlich propagiert. „Jetzt übertreibt er aber!“, der Herr Kollege, dachte ich mir. Inzwischen hat er im „Rheinischen Merkur“ seine Position revidiert. So kann ich es mir ersparen, ihm seinen Rücktritt nahezu legen. Er sollte sich aber etwas mehr Zeit gönnen, im Kreise seiner Familie einmal über sein eigenes Altern und die Würde des Alters nachzudenken. Wenn unser Gesundheitssystem sparen muß, dann doch eher an der Finanzierung der Abtreibung. Auch das Potenzmittel Viagra und anderen Lifestyle-Schnickschnack, wie



Schönheitsoperationen und Kuren, könnte man der Krankenkasse ersparen.

Einstweilen leben wir noch in der Illusion, die fehlende Reproduktion durch Importe aus allen möglichen Ländern ausgleichen zu können, denen wir großzügig, wie wir eben sind, die *green card* gewähren, insoweit es sich um Computerspezialisten handelt. Später wird sich zeigen, wie sehr wir auch im Handwerk und in den Dienstleistungen auf produktive Zuzügler angewiesen sind, die unseren Lebensstandard retten. Dabei wird kaum wahrgenommen, dass wir uns einen Lebensstil leisten, den wir uns nur leisten können, wenn es andere gibt, die ihn sich nicht leisten können. Denn unsere emanzipatorisch verwöhnte Kultur setzt die Existenz anderer Kulturen voraus, die noch so altmodisch sind, genügend Kinder in die Welt zu setzen, sie aufwendig aufzuziehen und kostspielig auszubilden, und zwar auch für Fremde, die den besonderen Nutzen ohne Kompensation der Kosten einstreichen wollen, indem sie die jungen Eliten abschöpfen. Hier liegt eine neue Form der Ausbeutung der „dritten“ durch jene „erste“ Welt vor, deren moralische Maßstäbe eben nicht universalisierbar und von reziproker Geltung sein können.

Im individualisierten „Westen“ mögen zwar Ehe und Familie weiter verkümmern. Aber in globaler Betrachtung, etwa aus weltkirchlicher Perspektive und in langfristiger Sicht sehen die Dinge doch anders aus. Was aber ist hierzulande zu tun?

3. Subsidiäre Sozialpolitik als Familienpolitik

Sozialethische Antworten auf die geschilderten Herausforderungen liegen nicht in Appellen zur „moralischen Aufrüstung“, sondern fassen strukturelle Änderungen ins Auge, welche sozialpolitisch zu einer Aufwertung der Familie führen und dabei auch einen Umbau des Sozialstaats bewirken.

Der Sozialstaat kann nicht mehr das bleiben, was er früher einmal war, wenn sich seine moralischen Grundlagen und seine empirischen Voraussetzungen bis zur Unkenntlichkeit verändert haben.

Die wohlmeinenden katholischen Sozialpolitiker der fünfziger Jahre durften noch darauf vertrauen, dass die Leute von alleine Kinder genug kriegten (wie *Adenauer* meinte), damit diese nach dem Umlageverfahren später die Renten für die ältere Generation aufbrächten. Dieser Generationenvertrag stellte sich freilich als reine Fiktion heraus, denn man hatte die Rechnung ohne den Wirt, d.h. die Kinder gemacht. Man hatte es versäumt, nach dem sog. *Schreiber*-Plan auch das Armutsrisiko, Kinder zu bekommen, zu versichern. Den kinderreichen Familien wurde stattdessen die Hauptlast der Altersversorgung aufgebürdet, während die kinderlosen Ehepaare und Singles sozialpolitisch prämiert wurden.

Die wohlmeinenden katholischen Sozialpolitiker der fünfziger Jahre haben auch noch darauf vertraut, dass die Kinder im Geist der Solidaritätspflicht und Opferbereitschaft erzogen würden. Der materielle Fortschritt bescherte uns jedoch einen hedonistischen Lebensstil, der freilich nicht möglich gewesen wäre ohne eine Sozialpolitik, die immer mehr Versorgungsansprüche einzulösen verhieß. Inzwischen entpuppt sich das Anspruchsdenken nicht nur als die verdorbene Frucht des Versorgungsstaats, sondern ist zugleich auch dessen Zerstörungsfaktor.

Der Sozialstaat verfängt sich in seiner selbsterzeugten Rationalitätenfalle, welche den Nutzen zu privatisieren, die Kosten aber zu sozialisieren sucht: Man will mindestens das aus ihm herausholen, was man eingezahlt hat. Denn man hat ja schließlich einen Rechtsanspruch auf Zuwendung. Umgekehrt reagiert man kinderfeindlich, wenn die *Kosten* der Kinder privatisiert, d.h. den Familien aufgebürdet werden, während der *Nutzen* der Kinder, d.h. der späteren Beitragszahler, sozialisiert wird und besonders den Kinderlosen zugute kommt.

Der monetäre Wert für Versorgung und Betreuung eines Kindes bis zum 18. Lebensjahr liegt bei 230.000 Euro. Statt eines Kindes kann man sich also ein schönes Häuschen leisten und mehrmals im Jahr Urlaub machen. Eltern, die sich noch persönlich um ihre Kinder

kümmern, haben den „Doppelverdienenden“ gegenüber ein wesentlich geringeres Einkommen, müssen dieses noch durch X (d.h. die Anzahl der Kinder) teilen – und erhalten dafür im Alter eine wesentlich geringere Rente.

Die Dienstleistungen, die in den Familien erbracht werden, tauchen nicht im Sozialprodukt auf. Deshalb werden sie öffentlich kaum gewürdigt, und sie fallen auch politisch nicht ins Gewicht. Dienstleistungen wie: Erziehung der Kinder, Ernährung und Kleidung, die Pflege der Kranken, die Sorge um die Alten, die Organisation der Freizeit sind zwar immer noch Domäne und Hauptlast der Familie, wenngleich inzwischen – mit erheblichen Sozialstaatskosten – auch staatliche und freie Wohlfahrtsorganisationen solche Leistungen erbringen. Aber dieser Sozialstaat müßte zusammenbrechen, wenn es die Familien nicht mehr gäbe, die ökonomisch so „dumm“ sind, den Sozialstaat zu entlasten. Aber wer hat wen zu „entlasten“ und auf wessen Kosten?

Primär ist die Familie am Zuge, das liegt in den vorstaatlichen Rechten der Familie und im Subsidiaritätsprinzip begründet. Die bleibende Bedeutung der Familie liegt in ihrer Fähigkeit, optimal den Nachwuchs hervorzubringen, ihn zu erziehen und gesellschaftlich zu integrieren, und zwar nach Grundwerten, die für die Gesellschaft grundlegend sind. Die Familie pflegt und vermittelt nicht nur private, sondern auch gesellschaftliche Werte, besonders Solidarität, Gerechtigkeit, verantwortliche Freiheit, Grundwerte also, die in jedem Parteiprogramm beschworen werden und die der Staat nicht selber hervorbringen kann. Daraus resultiert die rechtliche Autonomie der Familie, ihr Eigenrecht *vor* dem Staat.

Die Erfahrung lehrt, dass Kinder, die regelmäßig familiäre Betreuung und Erziehung genießen, bessere Chancen in Gesellschaft und Beruf haben. Auch Erwachsene leben vor dem Hintergrund familiärer Fürsorge gesünder und glücklicher. In den Zehn Geboten heißt es: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf dass es dir wohlgehe und du lange lebst auf Erden. Dieses Gebot gilt natürlich reziprok, es kommt auch den Kindern zugute, wenn sie einmal

Eltern werden – und älter werden. Freilich ist diese Logik durch die Rentenversicherung durchkreuzt worden, denn die Kinder zahlen ihre Beiträge nicht für die eigenen Eltern, sondern für fremde, oft kinderlose Leute. Auch die Eltern, die sich um das Wohl ihrer Kinder kümmern und deswegen teilweise oder ganz auf eine außerfamiliäre Berufstätigkeit verzichten, erhalten dafür keinen hinreichenden Ausgleich. Diese Disparität zu revidieren müßte Aufgabe einer künftigen Rentenreform sein. Ebenfalls gilt es, die Familie als zeitweisen Arbeitsplatz auch finanziell attraktiver zu machen.

Traurig ist es, aber auch ernüchternd, dass Kinder, die sonst immer als der wahre Wohlstand und das Glück eines Volkes galten, derart in das ökonomische Kosten-Nutzen-Kalkül hineingeraten sind: So dass Eltern, die zeit- und kostenaufwendig ihre Kinder erziehen, als die ökonomisch Dummen dastehen, und sich von den Trittbrettfahrern auch noch den spöttischen Vorwurf gefallen lassen müssen, sie seien „asozial“.

Mit dieser Einstellung ist natürlich kein Sozialstaat mehr zu machen, jedenfalls nicht nach herkömmlichem Muster. Es wird schon schwierig genug sein, wenigstens die steuer- und sozialpolitischen Ungerechtigkeiten zu beseitigen, denen die kinderreichen Familien ausgesetzt sind. Nicht weniger schwierig ist die notwendige Neudefinition dessen, was als soziale *Hilfsbedürftigkeit* anzuerkennen ist. Besonders bedürftig sind normalerweise nicht diejenigen, die kraft machtvoller Organisation am lautesten schreien und ihr Leistungsverweigerungspotential am wirkungsvollsten (etwa durch Streik) ausspielen können. Eher „arm“ zu nennen sind diejenigen, die sich nicht selber helfen können. Vor allem jene kinderreiche Familien, die inzwischen auf Sozialhilfe angewiesen sind: 1,1 Millionen Kinder leben bei uns von Sozialhilfe, dreimal soviel wie vor 20 Jahren.

Es ist das Subsidiaritätsprinzip der „Hilfe zur Selbsthilfe“, wonach sich die Revision des Sozialstaats vollziehen muß. Der Aufbau kleinerer, flexiblerer Netze liegt in der Logik der Subsidiarität. Ehe und Fa-

milie sind das kleinste, aber feinste soziale Netz, das es zu erhalten und zu fördern gilt. Der Aufbau auch der weiteren Netze setzt jedoch die persönliche und gruppenhafte Bereitschaft zur Selbsthilfe voraus. Was aber kann man dem Individuum und den kleineren Gruppen an Selbsthilfe zumuten? Was *kann* der Einzelne bzw. seine Gruppe leisten, und was *muß* man ihm abverlangen?



Diese Frage der *Zumutbarkeit* wird für die künftige Sozialpolitik entscheidend sein.

Eine familienfreundliche Sozialpolitik hat es jedoch nicht leicht, sich innerhalb einer *demokratischen* Ordnung zu behaupten, die von der *kurzfristigen* Popularitätshascherei jener Politiker dominiert wird, deren Verantwortung kaum über den nächsten Wahltermin hinausgeht. Die Verantwortung für die Zukunft wird zwar allenthalben beschworen, aber das gegenwärtige Leben auf Pump scheint auf die Vision hinauszulaufen: „Nach uns die Sintflut!“. Auch das Prinzip der Nachhaltigkeit wird ständig proklamiert, jedoch nur für den Umwelt- und Naturschutz in Anspruch genommen. Dabei wäre es für die human-

ökologische Nachhaltigkeit notwendiger und anspruchsvoller, endlich die Familie unter Naturschutz zu stellen.

Die negative Bevölkerungsentwicklung wird sich wohl nur langfristig durch Familienpolitik steuern lassen, wie auch die lang anhaltenden familienpolitischen Versäumnisse den mangelnden Kindersegen begünstigt haben.

Die Familie ist die Urzelle des gesellschaftlichen Lebens. Sie ist die natürliche Gemeinschaft, in der Mann und Frau zur Hingabe der Liebe und zur Weitergabe des Lebens berufen sind. Die Autorität, die Beständigkeit und das Gemeinschaftsleben innerhalb der Familie bilden die Grundlage von Freiheit, Sicherheit und Brüderlichkeit innerhalb der Gesellschaft. Die Familie ist die Gemeinschaft, in der man von Kind auf lernen kann, die sittlichen Werte zu achten, Gott zu ehren und die Freiheit richtig zu gebrauchen. Das Familienleben ist eine Einübung in das gesellschaftliche Leben.

*Katechismus der kath. Kirche
Ziffer 2207*

Die feierlichen Versicherungen der Politiker aller Parteien zum „Schutz der Familie“ dürften als ziemlich fadenscheinig empfunden werden. Denn wer außer dem Bundesverfassungsgericht und den Kirchen hat den Mut gehabt, jene Ungerechtigkeit aufzugreifen, die schon im Steuer- und Sozialrecht den kinderreichen Familien zuteil wurde? Die staatliche Familienförderung soll nun in der ein oder

Weil die Familie für das Leben und das Wohlergehen der Gesellschaft so bedeutend ist, hat diese eine besondere Verpflichtung, Ehe und Familie zu unterstützen und zu stärken. Die Staatsgewalt hat es als ihre besondere Pflicht anzusehen, „die wahre Eigenart von Ehe und Familie anzuerkennen, zu hüten und zu fördern, die öffentlichen Sittlichkeit zu schützen und den häuslichen Wohlstand zu begünstigen.“

*Katechismus der kath. Kirche
Ziffer 2210*

anderen Weise verbessert werden. Der Staat tut sich dabei schwer, die Privilegierung der Kinderlosen zu beenden, denn sie bilden inzwischen ein beachtliches Wählerpotential und sind dabei, zur Mehrheit zu werden. Da kann die Familie in ihrer Bedeutung für die Gesellschaft, für die Vermittlung elementarer Werte noch so sehr gelobt und als unverzichtbar gepriesen werden. Sie bringt einfach nicht mehr Wählerstimmen und Protestmarschierer auf die Beine. Und Minderheiten haben es in einer Mehrheitsdemokratie nicht immer leicht. Interessant ist hier der Vorschlag, man möge doch zur politischen Aufwertung der Familien dafür sorgen, dass auch die Kinder ein Wahlrecht bekämen, das die Eltern wahrnehmen könnten.

Es gibt da freilich noch die Möglichkeit der gesellschaftlichen Machtentfaltung über die Interessenverbände oder die Bürgerbewegungen. Die für jede Art von Interessenvertretung „offene Gesell-

schaft“ hätte nichts dagegen, wenn sich die Familien zu machtvollen *pressure groups* formieren würden. Aber auch hier erweist sich die Gesellschaftsordnung nicht gerade als familienfreundlich.

Denn die Macht, mit denen Verbände ihre Interessen durchsetzen, wird definiert als Leistungspotential bzw. Leistungsverweigerungspotential, als Konfliktbereitschaft und Medienpräsenz. Gerade in diesen Fragen sind aber Familien strukturell benachteiligt. Dass sie über ein großes Leistungspotential verfügen, zeigt sich schon daran, dass es von vielen ausgenutzt wird. Aber verantwortliche Eltern kämen doch nie auf die Idee, die Ernährungs- und Erziehungsleistungen für ihre Kinder zu verweigern, sie auszusperren, ihnen die Liebe zu entziehen, um familienpolitische Gerechtigkeitsforderungen durchzusetzen. Auch ein organisierter Gebärstreik, wengleich schon sehr wirkungsvoll, käme nicht in Betracht. Er wird jedoch stillschweigend und individuell bereits praktiziert. Das ist allerdings ein Experiment, das die Gesellschaft nicht lange überlebt. Undenkbar auch, dass sich Familien medienträchtige Straßenschlachten mit der Polizei lieferten.

Durch solche Aktionen würden sich die Familien nur selber schädigen. Ganz im Unterschied zu den Interessenverbänden, die sich durch Streik, Aussperrung oder Konfliktmaximierung Vorteile errechnen dürfen, sei es auch zu Lasten Dritter. Die Familienlasten politisch und pädagogisch zu erleichtern kommt vor allem jenen elektronischen Unterhaltungsmedien kaum in den Sinn, die eher die Eheschließung homosexueller Paare für ein berechtigtes Anliegen halten als die Stabilisierung der Familie.

Noch leben wir auf Kosten späterer Generationen, die womöglich gar nicht mehr (bei uns) geboren werden. Familienpolitik ist eine Investition in die Zukunft, sie ist auch die Sozialpolitik der Zukunft. Aber unsere Gesellschaftsordnung scheint nur für das größte *individuelle* Glück der größten Zahl in der *Gegenwart* eingerichtet worden zu sein. Ihre Tage sind aber gezählt, wenn sie nicht auch die Zukunft späterer Generationen in den Blick der Verantwortung bekommt.

Der bisherige Sozialstaat als große anonyme Umverteilungsmaschine hat die Individualisierung als Illusion gegenseitiger Unabhängigkeit gefördert. Aber soziale Hilfe, die nicht auf Selbsthilfe subsidiär aufbaut, erzeugt auf Dauer Hilfsbedürftigkeit und Abhängigkeit. Sie zerstört überdies die Solidarität als persönlich zu übende Tugend. Mit dem Single als Leitbild ist kein Sozialstaat mehr zu machen. Notwendig ist daher eine subsidiäre Auflockerung sozialer Netze. Das primäre soziale Netz bleibt die Familie. Sie zu stärken bedeutet, den wuchernden Sozialstaat zu entlasten. Darum ist Familienpolitik die beste Form der Sozialpolitik.

Freilich sollten wir als Christen besonders kritisch und wachsam sein, dass nicht durch staatliche Familienpolitik eine Verstaatlichung der Familien betrieben wird. Und dass nicht mit der Parole der Vereinbarkeit von Familie und Beruf die Familie den kürzeren zieht. Schon hat die Bundesregierung angekündigt bzw. damit gedroht, 1,5 Mrd. Euro für die Kleinkinderbetreuung zur Verfügung zu stellen. Und mit 4 Mrd. Euro will der Bund die Ganztagschulen fördern. Statt den Eltern das Geld zu geben, die selber verantwortlich entscheiden sollten, wie ihre Kinder zu erziehen sind, bietet sich nun der Staat als onkelhafter Betreuer und Erzieher an. Welche Milieuschädigungen daraus entstehen können, hat uns die frühere DDR gelehrt. Jedenfalls ist Vorsicht geboten, wenn der SPD-Generalsekretär *Olav Scholz* die „Lufthoheit über den Kinderbetten“ anstrebt. Bei dieser Formulierung läuft es einem kalt den Rücken herunter, und man spürt förmlich, wie einer schon den Würgegriff eingeübt hat.

Doch als Christen dürfen wir auf die Selbstheilungskräfte hoffen, die in Ehe und Familie naturgemäß und gnadenhaft wirksam sind. Die Ehe ist eine christliches Sakrament und mit der Familie schon in der Schöpfungsordnung begründet. Ehe und Familie waren schon *vor* dem Staat da und werden ihn auch dann überleben, wenn er sie in seinen Würgegriff genommen hat. □

¹ Vgl. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 07.06.2003, S. 1

Der lange Weg zum Glück

Ehe und Familie, Kirche und Sexualität – Ein Rückblick auf die Geschichte der christlichen Ehe

Von Margit Harbort

Schlagworte wie Leibfeindlichkeit, anachronistische Moralvorstellungen, Verbotsmoral und Fortschrittsfeindlichkeit prägen überwiegend die Vorstellungen, Diskussionen und Gesprächsrunden der Zeitgenossen, wenn von Kirche und Sexualmoral die Rede ist. Das eigentliche Anliegen, die Sexualität des Menschen nicht nur als biologisches, sondern vielmehr als ein gesamt menschliches Geschehen zu begreifen und zu leben, kann leider in der breiten Öffentlichkeit nur unzureichend vermittelt werden. Dafür gibt es mehrere Gründe: Die Oberflächlichkeit, mit der kirchliche Dokumente zu diesem Thema gelesen und wiedergegeben werden, die Ignoranz vieler, gepaart mit der mangelnden Bereitschaft, sich nicht nur aus zweiter Hand, sondern durch den Originaltext selbst über bestimmte Sachverhalte zu informieren; die erschreckende Zurückhaltung verantwortlicher Autoritäten, zu diesem Thema überhaupt öffentlich Stellung zu beziehen, und nicht zuletzt die Provokation selbst, die in dem Anspruch der kirchlichen Sexualmoral steckt.

Um die Begründung dieses Anspruches soll es gehen. Dieser Anspruch lässt sich etwas vereinfachend auf eine kurze Formel bringen: „Der Ort für die gelebte Sexualität ist die Ehe.“ Und tatsächlich liegt in dieser These eine ungeheure Provokation und ein enormer Sprengstoff, wenn man bedenkt, wie die gesellschaftliche Realität in dieser Frage in der Welt aussieht. Muss die Kirche nicht endlich zur Kenntnis nehmen, dass dieser Anspruch den Menschen überfordert angesichts der Zustände in unserer Gesellschaft? Die hohe Zahl von zerrütteten Ehen, die zunehmende

Zahl der Ehen ohne Trauschein, auch Lebenspartnerschaften oder Lebensabschnittspartnerschaften genannt, der rapide Anstieg vorhelicher, sexueller Kontakte, der Anstieg der Ehen auf Probe, die Legalisierung der Schwulen- und Lesbenehen: – lassen diese Tatsachen den Anspruch nicht schlicht an der Wirklichkeit scheitern?

Sehnsucht nach dem totalen Angenommensein

Die Sexualität des Menschen unterscheidet sich wesentlich von der anderer Lebewesen, insofern sie zwar auch nach bestimmten biologischen Gesetzmäßigkeiten abläuft, sich aber keineswegs darin erschöpft, sondern vielmehr weit über biologische Prozesse auf gesamt menschliche Komponenten verweist, die in das sexuelle Verhalten und Empfinden des Menschen einfließen. Dabei sollte es nachdenklich machen, dass schon allein das rein biologische Geschehen menschlicher Sexualität erhebliche Unterschiede zur tierischen Sexualität aufweist. So ist der Mensch nicht an bestimmte Paarungszeiten gebunden, und seine Form der geschlechtlichen Begegnung vollzieht sich in der Regel von Angesicht; zu Angesicht, schon das Alte Testament hat für die sexuelle Begegnung der Menschen den Ausdruck „erkennen“ geprägt. Anders als ein Tier kann der Mensch mit seinen Trieben umgehen, denn er ist ein mit Freiheit ausgestattetes Wesen, das seine Triebe nicht wie ein Tier nach bestimmten Hormonvorgaben ausleben muss, sondern sein freier Wille und seine Fähigkeit, Gut und Böse unterscheiden zu können, fließen in seinen Umgang mit seinen Trieben ein. Josef Pieper hat das

einmal sehr schön formuliert, indem er sagte: „Der Mensch ist nicht Sexualität, er hat sie.“ Das heißt, er kann selbst mit seinem Verstand, seinem freien Willen, seinem kritischen Bewusstsein darüber bestimmen, wie er seine Sexualität einsetzt. Und das heißt auch, dass der Mensch seine Sexualität nicht überbewerten sollte, denn er hat auch noch andere wichtige Bedürfnisse und Fähigkeiten.

Die menschliche Sehnsucht nach ganzheitlicher, das heißt leiblicher, geistiger und seelischer Zuwendung und Geborgenheit ist eine Realität. Dieser menschlichen Sehnsucht nach dem totalen Angenommensein entspricht ein richtiges Verständnis von Ehe, verstanden als Schutzraum für ein zerbrechliches, hochsensibles Gut, die personale Entfaltung der menschlichen Sexualität. Menschliche Liebe als Fundament für Sexualität beinhaltet einen Exklusivitätsanspruch. Ganz und für immer – nur in diesem Rahmen kann sich die Liebe voll entfalten. Diese uns heute angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Realität fast antiquiert anmutenden Überlegungen, stellen im Grunde eine wichtige Einsicht dar, die in einem langwierigen historischen Prozess, in einer Art Kampf für einen wahrhaft menschlichen Umgang der Geschlechter miteinander, allmählich errungen worden ist. In diesem Prozess hat das Christentum eine entscheidende Rolle gespielt, insofern seine Überzeugungen von der Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe die Entwicklung zu einem partnerschaftlichen und personalen Verständnis ehelicher Liebe geprägt haben.

Der Kampf für die gesellschaftliche und rechtliche Anerkennung der Ehe stellt eine der wichtigsten kul-

turgeschichtlichen Errungenschaften dar, die das Christentum in die moderne Gesellschaft eingebracht hat. Dabei ging es der Kirche trotz mancher Zugeständnisse an die historisch bedingten Eheauffassungen der jeweiligen Zeit in erster Linie darum, die Stellung der schutzbedürftigen Mitglieder des Familienverbandes zu stärken und die Menschlichkeit des Menschen zu wahren. So hat sie gegen römisches und germanisches Recht die Frau aus dem Status des Eigentums befreit. Im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit hat sie dazu beigetragen, die Verantwortung für die Eheschließung in die Hände der Brautleute selbst zu legen, um so Mann und Frau aus der Bevormundung durch die Eltern und andere gesellschaftliche Kräfte zu befreien.

Die Veränderung des Eheverständnisses beginnt mit einer Wandlung des Menschenbildes im 18. und 19. Jahrhundert. Zu dieser Zeit der neuzeitlichen Aufklärung beginnt man die höchste Bestimmung des Menschen in seiner Autonomie, Mündigkeit, Emanzipation zu sehen. Dabei ist mit Mündigkeit oder Emanzipation nicht mehr die Veränderung in der Beziehung zu einem anderen Menschen gemeint, wie zum Beispiel die Entlassung des Sohnes aus der väterlichen Gewalt, so wie das römische Recht es verstand. Der Ausdruck Emanzipation enthält drei lateinische Vokabeln: ex, manus, capere. Die Entlassung des Kindes aus der Hand des Vaters. Jetzt nehmen Emanzipation, Mündigkeit, Autonomie aber eine andere Bedeutung an: Sie bezeichnen eine innere Verfassung des Menschen. Damit sind sie nicht mehr Rechtsbegriffe, sondern werden zu verinnerlichten, sittlichen Qualitäten des Einzelnen, des Individuums (Spaemann). Das Lebensziel des Menschen besteht in der Erreichung dieser Qualität. Ehe und die Familie werden nun als der Ort angesehen, an dem die Umsetzung dieses Lebenszieles ihren Anfang nimmt. Denn die Ge-

sellschaft, die als das Feld mündiger Individuen begriffen wird, bezieht ihre Mitglieder aus den Familien, deren Hauptsinn nun in der Errichtung und Erhaltung dieser auf Autonomie und Mündigkeit aufbauenden Gesellschaft gesehen wird.

Dieses emanzipative Menschenbild schlägt sich in zwei gesellschaftlichen Strömungen nieder. Zunächst im beginnenden Liberalismus des 19. Jahrhunderts, der von einer strikten Trennung der gesellschaftlich-öffentlichen von der privaten Existenz des Menschen ausgeht. Die Autonomie des Menschen zeigt sich dabei vor allem in seiner politisch-gesellschaftlichen Existenz. Die private Existenz wird streng von der politisch-gesellschaftlichen getrennt, sie wird gefühlsbetont und sentimental verklärt. Die Familie gilt als warmes Nest, als Intimbereich, in welchem allerdings das Kind auf seine Rolle als mündiger Staatsbürger vorbereitet werden soll. Diese Aufgabe der Familie, das Kind auf seine Rolle als mündiger Staatsbürger vorzubereiten, gerät dabei zunehmend in die Kritik, weil man sich fragt, ob diese Aufgabe nicht besser von der Schule oder vom Staat übernommen werden könne. Das führt zum Auftrieb der zweiten gesellschaftlichen Strömung, den verschiedenen Spielarten des Marxismus-Sozialismus, die eine Aufhebung der privaten Existenz im politisch-gesellschaftlichen Leben fordern. Sozialisation, als Eingliederung in die Gesellschaft, und Emanzipation werden zu gesellschaftlichen Aufgaben erklärt, und die Familie erscheint als ein Relikt aus einer vergangenen, liberalen Zeit, in der sich die Sozialisation und Emanzipation noch in einem vorge-

gesellschaftlichen Raum, in der Familie, abspielte. Indem der Liberalismus auf der einen Seite dieses sentimentale, gefühlsbetonte Familienbild prägte und auf der anderen Seite die gesellschaftsdienliche Funktion der Familie überbetonte, hat er wesentlich mit zur heutigen Krise von Ehe und Familie beigetragen (Rhonheimer).

Das, was in der beginnenden Neuzeit mit dem Begriff Familie bezeichnet wurde, wurde in der griechischen Antike und im Mittelalter „domus“, „oikia“, „Haus“ genannt. Damit war eine Lebensgemeinschaft gemeint, bestehend aus Mann und Frau mit Kindern, Gesinde, Haus, Land, Hof usw.. Das Besondere an dieser Lebensgemeinschaft war nicht das Zusammenleben verschiedener Generationen unter einem Dach (Großfamilie), sondern die Tatsache, dass diese Hausgemeinschaft eine Einheit von Erwerbs- oder Arbeitsleben und Privatleben war. Der Hausvater war Familienvater, Betriebsleiter und Personalchef in einem. Der Fortbestand dieser Institution wurde durch die Kinder des Hausherrn und die Kinder der Sklaven oder Diener gesichert. Die Erziehung dieser Kinder wurde ebenfalls von dem ganzen Haus getragen. Da noch nicht so etwas wie eine rechtliche Schutzfunktion des Staates existierte, übernahm der Hausherr auch die Schutzgewalt und er hatte Strafkompentenz.

Die heutige Kleinfamilie, bestehend aus der ehelichen Gemeinschaft von Mann und Frau mit Kind(ern), ist ja gerade deshalb eine Kleinfamilie, weil Gesellschaft und Staat viele ökonomische, soziale, rechtliche und erzieherische Aufgaben der alten Hausgemeinschaft übernommen haben. Dies wiederum geschah auf dem Hintergrund der Entwicklung von der bäuerlichen, einheitlichen zur modernen arbeitsteiligen Industriegesellschaft. Durch diese Entwicklung wurde ein Kern der Familie freigelegt, der immer schon bestand, nun



aber in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückte: Die eheliche Gemeinschaft von Mann und Frau mit ihren Kindern.

Diese Entwicklung traf nun – das hat sich im Laufe der Geschichte schlicht so ergeben – mit dem soeben beschriebenen rationalistisch-aufklärerischen Menschenbild zusammen. Die Verbindung von beidem, Entstehung der arbeitsteiligen modernen Industriegesellschaft einerseits und die Durchsetzung des rationalistisch-aufklärerischen Menschenbildes andererseits führte dazu, Ehe und Familie als Hort des Gefühlslebens neu zu entdecken, um sie der rauhen Wirklichkeit des wirtschaftlichen und politischen Lebens zu entziehen. Damit wurde die Gesellschaft und mit ihr der Mann zur Trägerin der Erwerbsfunktion, die Ehe, die Familie und mit ihr die Frau zur Trägerin des Privaten und zur Stätte der Liebe und des Gefühls.

Die Verkürzung von Ehe und Familie auf Liebe und Gefühl führte aber bald zu der modernistischen Frage, ob man sich denn nicht außerhalb von Ehe und Familie besser lieben könne, ob nicht vielleicht die Ehe eine Einschränkung sei, in der man die wahre Liebe nicht voll ausleben könne, weil man doch nicht mehr völlig frei sei. Also führte die Forderung, die Ehe vornehmlich als Liebesgemeinschaft zu sehen dazu, Liebe außerhalb der Ehe zu suchen wegen der geringeren Verbindlichkeit und scheinbar größeren Freiheit. So führte das Verständnis von Ehe als Liebesgemeinschaft paradoxerweise mit zu ihrer Zerstörung (Rhonheimer).

Natürlich ist die Ehe eine Liebesgemeinschaft, aber ihr spezifisches Wesen besteht nicht darin. Die Liebe ist nicht das Wesen der Ehe, sondern ihr Fundament, das worauf sie in zweifacher Hinsicht baut. In ei-

nem ersten Sinne, indem die Liebe die Voraussetzung der ehelichen Gemeinschaft ist, und in einem zweiten Sinne als ein in eine gemeinsame Zukunft hineintragendes Band. Dieser Ansatz kann nur nachvollzogen werden, wenn man versteht, was das Wesen der Liebe ausmacht. Sie besteht aus zwei Momenten, einem passiven Moment der Leidenschaft – to fall in love, in die Liebe fallen – sagt man in Eng-



„Was Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen“ (Mk, 10,9): Ehe und Familie sind der Lebensentwurf Gottes für die Menschen.

lich, und meint damit den Vorgang des „Sich Verliebens“, und einem aktiven Moment, nämlich die willentliche Hinordnung auf den anderen. Dieses zweite Moment lässt die Liebe nicht nur als eine Sache des Gefühls erleben, sondern auch als einen Akt des Willens, durch welche der andere als Gut erstrebt und für ihn das Gute gewollt wird. Liebe gibt es im Übrigen nicht nur in der Ehe, sondern auch in der Beziehung der Eltern zu ihren Kindern, unter Geschwistern, Nächstenliebe, Gottesliebe usw. Die Liebe in der Ehe, also die Liebe zwischen Mann und Frau, ist eine besondere Form von Liebe und man könnte sie als „erotische Form der Freundschaft“ bezeichnen. Dabei verleiht ihr die Freundschaft das Moment

der Dauer und Reife, weil sie nicht nur um der Leidenschaft willen besteht, sondern den anderen um seiner selbst willen annimmt. Wenn die Liebe in diesem Sinne als das Fundament der Ehe verstanden und gelebt wird, ist sie in der Lage, die Realität des Alltags zu bewältigen. Denn die Realität des Lebens und somit auch die Realität der Ehe besteht in der Regel in der Bewältigung des Alltags und nicht in der Bewältigung von entrückten Ausnahmezuständen. Darum muss die Liebe auch das Fundament und der tragende Grund und nicht der Zweck der Ehe sein.

Der Ort für eine gelebte Sexualität ist die Ehe – diese These hat heute ihren Selbstverständlichkeitscharakter verloren. Ein Grund liegt darin, die Ehe in ihrem Wesen und Zweck einseitig als Liebesgemeinschaft zwischen Mann und Frau zu interpretieren, die sich dabei dann eventuell einstellende Nachkommenschaft als ein naturhaftes, biologisches und nicht wesentliches Nebenprodukt zu begreifen. Die Ehe wird zum Selbstzweck, insofern ihr hauptsächliches Ziel in der persönlichen

und sexuellen Selbstverwirklichung der beiden Träger dieser Verbindung gesehen wird. Die Erzeugung von Nachkommenschaft als ein wesentliches Merkmal der Ehe anzusehen, wird dagegen als antiquiert angesehen. Nachkommenschaft gehört aber genauso wie die Einheit und die Unauflöslichkeit zu den Wesensmerkmalen von Ehe.

Das Mittelalter kannte neben dem „domus“ als soziologischer Größe auch noch das „matrimonium“, die Verbindung von Mann und Frau in der Lebensgemeinschaft mit ihren Kindern; das wurde als natürliche menschliche Grundgemeinschaft angesehen. In dem Begriff „matrimonium“, übersetzt als Ehe, steckt der Begriff „mater“ Mutter.

Die Ehe als „matrimonium“ als Verbindung von Mann und Frau war also eine Verbindung zum Zwecke der Mutterschaft. Diese Interpretation erscheint dem heutigen Menschen oftmals als Zumutung, als Entwürdigung gerade der Frau. Aber liegt das nicht daran, dass wir heute geneigt sind, den für die menschliche Sexualität wesentlichen Zusammenhang zwischen Fortpflanzung und Sexualität nicht mehr zu erkennen?

Ein Vergleich mit dem Tierreich kann hier weiterhelfen. Tiere werden sozialisiert, Menschen werden erzogen. Sozialisation ist die Entwicklung zur Lebensfähigkeit in der Gesellschaft der Artgenossen. Erziehung dagegen ist ein Bildungsprozess, der sein Ziel nicht in der Gesellschaft der Artgenossen hat. Sozialisation erfüllt in erster Linie eine gesellschaftliche Funktion, Erziehung steht primär im Dienste des Einzelnen und erst mittelbar in Bezug auf die Gesellschaft. Die Träger von Sozialisationsprozessen sind Befolger von Verhaltensmustern, die Träger von Erziehung sind mit Freiheit und Verantwortung ausgestattet. Das Tier ist Träger von Sozialisationsprozessen, der Mensch ist Träger von Erziehung. Diese Art, nämlich frei und verantwortlich handeln zu können, ist spezifisch für den Menschen, sie ist seiner Natur gemäß. Das bedeutet, dass der Mensch so ist, damit er so handeln kann, und es bedeutet, weil er so ist, dass er auch so handeln soll. Und es bedeutet, dass der Mensch durch sein naturgemäßes Handeln glücklich wird. Darum geht es im Letzten in der Sexualmoral der Kirche: Dass der Mensch so handelt, wie es seiner Natur entspricht, oder anders ausgedrückt: Dass der Mensch so handeln soll, damit er glücklich wird.

Das Christentum hat den Menschen immer auch als imago Dei als Ebenbild Gottes verstanden. Sich auf dieses Urbild zu beziehen macht die Größe des Menschen aus. Das Christentum versteht die Ehe als Sakrament. Das ist nicht eine kirchliche Beigabe oder die Weihe einer an sich auch den Tieren gemäßen Einrichtung. Die Sakramentalität der Ehe bedeutet, dass der Mensch

sich in der Ehe seiner Natur gemäß vervollkommen kann, weil der Mensch in ihr seine natürlichen Notwendigkeiten, nämlich der Gattung auf Fortpflanzung und des Individuums auf Erziehung, Hilfe, Schutz, unbedingtes Angenommensein durch den Ehepartner, usw., auf menschliche Weise nachkommen kann.

So ergibt sich ein Zusammenhang von Fortpflanzung und Liebe, von gelebter Sexualität und Ehe, wie er dem Menschen eigen ist. Er kann aber nur dann verstanden werden, wenn der Mensch einen Bezugspunkt kennt und anerkennt, der nicht nur das Materielle und Zeitliche, sondern vor allem das Gesellschaftliche transzendiert. Das setzt voraus, dass der Mensch sich nicht als autonome Größe begreift, sondern sich von anderswoher ein Gesetz geben lässt, das seiner Natur, das dem Menschen entspricht. Die Kirche, die sich als Hüterin dieses von anderswoher kommenden Gesetzes versteht, tradiert nur, was sie von dorther, von Gott empfangen

Die Ehe im Plane Gottes

Die Heilige Schrift beginnt mit der Erschaffung des Mannes und der Frau nach dem Bilde Gottes und schließt mit der Vision der „Hochzeit des Lammes“ (Offb. 19,7.9). Von ihren ersten bis zu den letzten Seiten spricht die Schrift von der Ehe und ihrem „Mysterium“, von ihrer Einsetzung und dem Sinn, den Gott ihr gegeben hat, von ihrem Ursprung und ihrem Ziel, von ihrer unterschiedlichen Verwirklichung im ganzen Verlauf der Heilsgeschichte, von ihren aus der Sünde hervorgegangenen Schwierigkeiten und von ihrer Erneuerung „im Herrn“ (1 Kor 7,39) im Neuen Bund Christi und der Kirche.

*Katechismus der
Kath. Kirche Ziff. 1602*

hat. Dabei ist sie bemüht, dies in einer Sprache und in einer Weise zu tun, die dem Verständnis der jeweiligen Zeit entspricht, denn mit der Zeit wandelt sich vieles; das muss unbedingt berücksichtigt werden. Das Wesen des Menschen aber ist von Ewigkeit zu Ewigkeit dasselbe.

Zwischen Fortpflanzung und Liebe, zwischen gelebter Sexualität und Ehe einen Zusammenhang erkannt und gelebt zu haben ist ein Fortschritt, der wesentlich durch die Einflüsse des Christentums und seines christlichen Menschenbildes in die Gesellschaft hineingetragen worden ist. Die moderne Trennung von Sexualität und Ehe, von Fortpflanzung und Liebe ist deshalb ein Rückschritt in vergangene, längst überwunden geglaubte Zeiten, in denen das Bewusstsein von der unverlierbaren Würde des Einzelnen noch nicht sehr ausgeprägt war. Wenn die Einheit von Ehe und gelebter Sexualität heute oftmals als eine Überforderung des Menschen angesichts der gesellschaftlichen Wirklichkeit erscheint, liegt dies auch an der mangelnden Bereitschaft, sich etwas zugebenermaßen nicht immer leicht Umzusetzendes zuzutrauen. Der richtige Weg ist nicht immer der leichteste und bequemste Weg, er ist sogar meistens zunächst der schwerere Weg. Aber nicht das bequeme Bleiben bei sich selbst bringt den Menschen voran und macht ihn glücklich; darin verkümmert er letztlich und verliert sich. In der Anstrengung dagegen liegt auch die Verheißung, auf eine Art Höhenweg zu gelangen, von dem aus sich eine ganz neue, viel versprechende Sicht der Dinge ergibt, zu der ohne Anstrengung nie gelangt werden kann. Auch der Weg zum Glücklichenwerden ist eben kein müheloser Pfad, sondern ein steiler Berg, den zu ersteigen, sich lohnt. Im Übrigen zeigt uns ein Blick in unsere Gesellschaft, in der mehrheitlich der öde, mühelose Pfad beschritten wird, mehr Probleme, Elend und Verzweiflung als glückliche Beziehungen. Auch das sollte nachdenklich machen.

Margit Harbort ist Theologin und Mutter von sechs Kindern. Sie lebt in Königswinter bei Bonn.

Liebe, Treue, Freundschaft und Vergebung

Vorbereitung auf die Ehe – eine Handreichung in zehn Punkten

Von Martine und Jürgen Liminski

Erste Idee: Das Sehnen nach Glück und Liebe ernst nehmen.

Alle Menschen sehnen sich nach dem Glück. Auch die Jungen. Es ist im Grunde die Sehnsucht nach letzter Erkenntnis, die erst erfüllt wird, indem, wie Augustinus schreibt, das Herz in Gott, der höchsten Wahrheit Ruhe findet. Es ist, mit anderen Worten, die Sehnsucht nach Liebe, nach einer Liebe, die über unser Leben hinausweist. „Kinder sind sichtbar gewordene Liebe“, schrieb der deutsche Romantiker Novalis. An dieser gesunden Sehnsucht nach dem Glück sollten Eltern ansetzen, auch wenn sie diffus ist. Diese Sehnsucht müssen Eltern ernst nehmen, selbst wenn sie in pubertären, unreifen Formen daherkommt.

Zweite Idee: Den Wert der Treue zeigen und leben.

In allen größeren und seriösen Jugendumfragen rangieren die Werte Treue und Freundschaft ganz oben. Zum Beispiel in der Shell-Studie 2002. Demnach wünschen sich 78 Prozent der 16-25jährigen eine Partnerschaft in lebenslanger Treue. Das ist die andere Seite der Medaille Sehnsucht. Es ist der Wunsch nach Dauerhaftigkeit einer freundschaftlichen Beziehung. Die Dauer, die gehaltvolle Dauer, also die Treue, vermittelt ein Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit. Aber diesem Wunsch steht die soziale Wirklichkeit entgegen. Viele junge Menschen leben einsam. In großen Städten bestehen die Haushalte zur Hälfte bereits aus Einzelpersonen. Auch die Scheidungsziffern in Deutschland boomen. Das letzte statistisch erfasste Jahr erlebte einen traurigen Doppelrekord: Noch nie gab es so viele Scheidungen (197.500), noch nie so wenig Eheschließungen. Die Bindungsangst geht um. Das ist der Fluch der Spaß-

gesellschaft. Auch hier müssen Eltern gegenhalten. Nicht, indem sie bierernst und verbissen das Prinzip der Treue verteidigen. Nein, zuallererst, indem sie in Freude am Glauben, in Freude an der Liebe, ihre Treue zueinander leben. Und sich und den Kindern immer wieder verzeihen. Zu einem Menschen halten, egal, was er macht. Das ist das Grundmuster der Liebe und Treue. Denn, wie Werner Bergengruen so schön in seiner Novelle „Der spanische Rosenstock“ schreibt: „Die Liebe bewährt sich in der Treue, aber sie vollendet sich in der Vergebung“.

Dritte Idee: Die Liebe bei Gott ansiedeln.

Das Bild der Ehe, das die Kinder anstreben, ist geprägt vom Ehebild, das die Eltern im Leben vermittelt haben. Dazu muss gehören, dass die Liebe bei Gott geortet, beim Ursprung der Liebe angesiedelt ist. Diese Rückbindung ist heute, da die Liebesfähigkeit generell abnimmt, existentiell. Sie war es schon immer, und nicht umsonst gehört liturgisch Gott als Dritter zum Lebensbund christlicher Ehen. Die Eheleute leben aus der Gnade eines Sakramentes. Sie sollten auf das Sakrament rekurrieren, dort Hilfe und Trost suchen, wenn es schwierig wird. Kinder müssen sehen und erleben, dass die Ehe unauflöslich ist, weil sie in Gott gründet. Sie müssen sehen, dass die Eltern christliche Lösungen für das gemeinsame Wohl suchen. Sie müssen sehen, dass Vater und Mutter sich Mühe geben, in ihrer Beziehung zu wachsen; dass sie gegen die Routine etwas tun. Sie müssen erleben, dass die Eltern sich auch infrage stellen und sich selber auch Fragen stellen, auch wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben. Lebenserfahrung hört nur auf, wenn

„Für eine Traumhochzeit nimmt man auch den Besuch beim unbekanntem Pfarrer auf sich“, meint Pfarrer Johannes Holdt aus Schönberg. Er spricht aus Erfahrung, und die meisten der Teilnehmer des Podiums „Vorbereitung zur Ehe“ auf dem dritten Kongress Freude am Glauben in Fulda (20. bis 22. Juni) taten das auch. Holdt zog interessante Parallelen zwischen dem Rückgang der Eheschließungen und dem Rückgang der Priesterberufungen: „Weniger Familien bedeuten weniger Berufungsmöglichkeiten“. Schon deshalb wäre hilfreich, wenn die Bischöfe ein klares Hirtenwort über die Ehelehre der katholischen Kirche verkündeten. Das würde dem Pfarrer die Arbeit erleichtern, wenn ein Paar den Weg zu ihm fände. Der gesunde Realismus von Pfarrer Holdt kontrastierte wohlthuend zu manchen Bildern von einer heilen Welt oder auch einer Untergangsstimmung in Sachen Ehe und Familie. Die Situation der Christen heute, nicht nur der Geistlichen, sondern eben auch der Eheleute mit Kindern, ist schwierig geworden in einer Gesellschaft, die nur noch wenig Verständnis aufbringt für die Unauflöslichkeit und das Wesen der Ehe. Vor allem bei der Suche nach den richtigen Partnern haben junge Christen es heute nicht einfach. Was können Eltern tun, um ihren Kindern die richtigen Kriterien für diese Suche mit auf den Lebensweg zu geben? Mit dieser Frage befassten sich auf dem Podium die den FELS-Lesern wohl vertrauten Eheleute Martine und Jürgen Liminski. Sie stellten einen Dekalog von zehn Ideen auf. Es handelt sich um Ideen, die, wie das Autorenehepaar sagte, „Eltern helfen könnten, ihre Kinder beizeiten auf die Ehe vorzubereiten, um die Kinder stark zu machen für die Ehe“. Wir veröffentlichen diesen Dekalog in Auszügen.



Ideen aus einem Schatz reichhaltiger Erfahrung mit zehn Kindern: Martine Liminski

man sich keine Fragen mehr stellt. (Übrigens stellen sich solche Fragen oft, wenn man älter wird und wenn die Kinder erwachsen werden. Das ist die Zeit der meisten Ehescheidungen gerade bei bis dahin sogenannten guten Christen.) Wer liebt, will dem Partner helfen, gewiss, aber man sollte ihn dabei weder modellieren noch manipulieren. Liebe will nicht über den anderen verfügen, sondern ihn achten und ehren, wie es zum Beispiel bei der Trauung heißt, ein Text, den sich immer wieder mal lohnt nachzulesen, auch und gerade nach vielen Jahren Ehe. Denn „Einen Menschen lieben heißt, ihn so sehen, wie Gott ihn gemeint hat“, sagt Dostojewski. Dieser Mensch muss nicht perfekt sein. Annabelle, unsere älteste Tochter, hat neulich in einer Diskussion mit Freundinnen, die hohe Ansprüche an ihre künftigen Partner stellen, gesagt: „Es geht nicht darum, dass ich jemanden finde, der mich glücklich macht, sondern dass ich gemeinsam mit demjenigen, den Gott für mich bestimmt hat, heilig werde. Das ist manchmal ein hartes, langes Stück Arbeit. Aber dann werde ich auch glücklich sein“.

Vierte Idee: Kriterien vermitteln. Fragen stellen.

Was für eine Ehe willst Du führen? Warum willst Du heiraten? Die Antworten zu solchen Fragen soll-

ten vor der Hochzeit klar sein. Ich darf aus unserem Buch (Abenteuer Familie, Sankt Ulrich-Verlag, Augsburg) eine Anekdote aus dem Kapitel Freundschaft zitieren: „Für die neunjährige Mimi ist die Sache klar. Zwei Tage vor der Hochzeit ihrer großen Schwester kommt es zu einem Gespräch mit drei älteren Brüdern. Die Jungs wollen sich einen Spaß machen und fragen sie: „Mimi, wie muss dein Freund sein, damit du ihn heiratest?“ Die spontane Antwort: „Er muss mich für immer lieben und Kinder haben wollen“. – „Und wenn er keine Kinder haben will?“ – „Dann heirate ich ihn nicht“. – „Und wenn er es vorher nicht sagt?“ – „Dann frage ich ihn einfach. Das krieg’ ich schon raus.“ In der Tat, das muss man rauskriegen. Das kann man nur erfahren, wenn man Ideale und Vorstellungen mit dem Freund, der Freundin abgleicht und abstimmt, und dafür muss man natürlich eigene Ideale und Vorstellungen durchdacht haben.

Fünfte Idee: Sexualität positiv sehen.

Mimi meinte einmal, in der Klasse würden alle lachen, wenn von Sexualität die Rede sei. Sie möge das nicht. Die Mutter hat ihr daraufhin gesagt: Das sei auch nicht zum Lachen. Gott hat sich die höchste Hingabe der Eltern ausgesucht, um dich zu schaffen. So lieb hat er dich. Wir müssen die richtige Sprache finden für dieses Thema. Sie ist anders bei elfjährigen oder bei achtzehnjährigen Jugendlichen. (Auf alle Eltern kommt früher oder später die Frage zu: Soll der Freund/die Freundin zuhause übernachten?) Wenn Eltern davon überzeugt sind, dass vorehelicher Geschlechtsverkehr der Beziehung schadet und Narben fürs Leben hinterlässt – womit man zur Not auch leben kann – dann sollten sie das sagen und begründen. Das heißt, man muss sich schlau machen. Das Verbot allein ist dürftig. Hier bietet sich vor allem an, anthropologisch zu argumentie-

ren. Man kann über Intimität sprechen, über Exklusivität und Sicherheit. Es ist immer wirksamer, die positiven Seiten zu betonen, zum Beispiel das große Glück, das in der Exklusivität geborgen ist, als die Grenzerfahrung oder -überschreitung negativ zu thematisieren. Das gilt auch für die Freiheit. Freiheit als Kraft zur Entscheidung für das Gute und das Glück, nicht als Freibrief zu einem Laissez-faire, Laissez-aller.

Sechste Idee: Den Wert wahrer Freundschaft vermitteln.

Freundschaft ist das Nötigste im Leben, meinte schon Aristoteles. Voraussetzung ist, dass die Kinder zunächst sich selbst schätzen, sich selbst annehmen. Wir wagen die These: Eltern können nicht genug loben. Der Aufbau des Selbstwertgefühls, nicht der Selbstüberschätzung (hier fehlt der Realismus der Demut), ist die beste Voraussetzung für eine spätere Freundschaft und Partnerschaft. Kinder müssen lernen, sich anzunehmen, um andere anzunehmen wie sie sind. Dadurch werden sie fähig, zwischen Personen und Handeln zu unterscheiden. Den Sünder lieben, die Sünde hassen, nennt das Augustinus. Das wird sie befähigen, Probleme in der Ehe zu lösen und nicht zu dramatisieren. So kann die Ehe wachsen und zur tiefen Freundschaft des Lebens werden. Schon Leo XIII. bezeichnete die Ehe als „die höchste Gemeinschaft und Freundschaft“ (Enzyklika Quamquam pluries, 1889) und Paul VI. nannte sie in der Enzyklika Humanae Vitae eine „besondere Form personaler Freundschaft“.

Siebte Idee: Das Vertrauen nicht nur in sich, auch in Gott stärken.

Dazu gehört, schon den Kleinen aufzuzeigen, was Gott in anderen, auch schwierigen Menschen leisten und vollbringen kann. Das wird helfen, in schwierigen Situationen auszuharren. Dann, wenn die Kommunikation schwerfällt, wenn die Worte fehlen, wenn Ohnmacht das Gemüt verdunkelt und wenn nur noch das Gebet hilft. Dieses Vertrauen kann man entwickeln mit Lesen und Erzählen aus dem Leben von Heiligen. Das sind ja meistens Geschichten der Geduld und des Aushaltens. Und sie haben ein Happy

end, denn in gewissem Sinn ist ja auch das Martyrium kein Desaster, sondern eben ein Happy end. Und, nicht zu vergessen, die großen Heiligen hatten oft eine heiligmäßige Mutter, die viel für ihr Kind betete.

Achte Idee: Um die Liebe kann und muss man kämpfen.

Liebe ist kein Zufall. Zwar macht uns die Gefühlsmaschine Fernsehen das immer wieder vor, aber es ist wichtig zu erklären, dass die Liebe keine Art christliches Kismet ist. Man muss nicht gleich mit den Kirchenlehrern kommen, etwa mit Thomas von Aquin, der sagt: Die Liebe ist ihrer Natur nach der früheste Akt des Willens. Oder mit Augustinus, der die Liebe den „Urakt des Willens“, den Quellpunkt und Mittelpunkt der Existenz nennt. Man kann um die Liebe kämpfen. Man kann um die Beziehung kämpfen. Junge Leute, besonders Mädchen, reden vom berühmten Kribbeln im Bauch. Das ist schön, aber darin erschöpft sich nicht die geistige Natur des Menschen. Liebe macht blind, sagt der Volksmund. Es ist vor allem die

Sexualität, die blendet und den Verstand ausschaltet. Übrigens nicht nur bei Jugendlichen. Dagegen hilft frühes Reden über die Liebe, lesen der Klassiker, Gefühle ernst nehmen und erklären. Das Kribbeln hat chemisch-psychologische Ursachen. Die Liebe geht tiefer.

Neunte Idee: Falsche Träume demaskieren.

In Werbespots und Sendungen werden Vater, Mutter, Sohn und Tochter heute regelmäßig entführt. Die Wirklichkeit wird ausgeschaltet, man sieht und hört vor allem dies: Das Traumhafte. Der Traumjob, das Traumhaus, die Traumfigur, das Traumauto, das Traumschiff, der Traumurlaub, die Traumliebe, der Traummann und die Traumfrau. Die Bilder im Fernsehen und ihre gesellschaftlichen Maßstäbe lassen sich mit der Wirklichkeit des Alltags höchst selten in Einklang bringen. Schlimmer noch: Sie üben Druck auf das eigene Denken aus, so dass viele Menschen nicht mehr an sich und ihre Ideale glauben. Und mehr noch: Sie glauben, um glücklich zu sein, müsse man sich einfach auf-

geben und die Ideale der Traumwelten in Talkshows und Billigfilmen übernehmen. Aber diese Traumwelten sind Trugbilder in doppelter Hinsicht. Sie schalten nicht nur das Denken aus, sie führen auch dazu, dass Beziehungen auf Gefühle und körperliches Empfinden reduziert werden. Dem müssen die eigenen Träume entgegengesetzt werden, die Ideale nach Liebe, Treue, Glück. Wir Eltern können helfen, die falschen Träume zu decouvrieren, indem wir im Gespräch mit den Kindern bestimmte Sendungen kommentieren.

Zehnte Idee: Schuldzuweisungen meiden, lösungsorientiert denken.

All diese Ideen sind keine Garantiescheine. Selbst bei den besten Eltern kommt es vor, dass Kinder in ihrer Beziehung Schiffbruch erleiden. Es gilt, lösungsorientiert zu denken und zu fühlen, keine Selbstprozesse zu führen oder Schuldige zu suchen. Analyse ja, aber Vorsicht mit den Urteilen. Das sollte man Gott überlassen. Wir Eltern sollten bereit sein, zu helfen, zu lieben. Auch und gerade nach der Hochzeit. □

Reges Interesse des Publikums: Den Podiumsteilnehmern wurden nach der Diskussion schriftlich zahlreiche Fragen unterbreitet. Man teilte sie sich auf, manche konnten aus Zeitgründen erst später im Gespräch beantwortet werden



Katholische Studenten im Kulturkampf

Für Freiheit von Glaube und Kirche im 19. Jahrhundert (Schluß)

Von Thomas Mayer

Engherziges Abschließen gegen Andersgläubige, Einseitigkeit, Fanatismus, geistlicher Hochmut, knechtische Unterwerfung, umstürzlerische und antiromantische Tendenzen wurden den katholischen Verbindungen verstärkt seit 1888 (Windthorsts Rede von den katholischen-korporierten Studenten als „Rekruten des Zentrums“) vorgeworfen.

Viele schlagende Verbindungen bestritten den katholischen Korporationen das Recht des Schläger- und Farbentragens. Im Gegensatz zum habsburgtreuen CV waren viele Burschenschaften und Corps in Österreich Schönerers alldeutschen Vorstellungen verhaftet. Das Katholizitätsprinzip diente aber auch als Angriffspunkt der Behörden gegen katholische Studentenkorporationen. Alle katholischen Korporationen schlossen statutarisch politische Bestrebungen aus, doch aus der selbstverständlichen Liebe zur Kirche kam es zu Bekenntnissen und Handlungen, die gerade im Kulturkampf von den Behörden als zentrumshörig verstanden worden sind.

Die Behörden (z. B. in Berlin, Münster und Aachen) neigten dazu, katholischen Verbindungen unter die Verordnung vom 11.3.1850 für religiöse Vereine, und damit „ganz unter Polizeiaufsicht zu stellen“. Die Kontrolle der Alsatia Münster lieferte dem Universitätssenat schließlich Beweise für die Abhängigkeit von ultramontanen Parteimännern und damit für die Zwangsauflösung dieser CV-Verbindung 1878. Der katholischen Studentenverein Caro-

lingia Aachen sah sich 1879-1882 durch die Polizeiaufsicht in seiner Existenz als Studentenkorporation bedroht.

Katholische Religion und Wissenschaft „miteinander zu versöhnen“, war der Hauptzweck der wissenschaftlichen Vorträge und des fleißigen Studierens. Nur von der



Deutsche Centrumsführer, Ende der siebziger Jahre: Ludwig Windthorst, Peter Reichensperger, August Reichensperger, Burghard Freiherr von Schorlemer-Alft

Religion könnten die „höchsten und letzten Ziele“ jeder Wissenschaft vorgezeichnet werden. Im Zuge der katholischen Erneuerungs- und Volksbewegung des 19. Jhdts. sei es, man denke an den Görreskreis (Ringseis u.a.), an den Bonner Kreis um Windischmann und an die Tübinger Schule, „ein Hauptstreben der Katholiken, das Universitäts-

leben wieder so einzurichten, dass Kirche und Universität, Glaube und Wissenschaft nicht wie zwei feindliche Mächte einander gegenüberstehen.“ Aenania München verteidigte z.B. Rektor Ringseis gegen eine liberale Hetzkampagne tatkräftig, der in seiner Rede „für Dinge, welche über menschliche Vernunft

und Erfahrung hinausgehen“, den Glauben an die Vernunft und „Autorität des geoffenbarten Gottes“ einforderte. Ganz im Sinne der Academia-Redaktion und des CV bewertet Marquis das Vorgehen liberaler Professoren gegen die Besetzung einer historischen Professur in Straßburg mit dem KV-Philister Martin Spahn (später KV-Führer) als „eine() der wütesten wissenschaftlichen Orgien“ und als einen „internationale(n) Feldzug“, der mit Mommsens Widerruf „kläglich“ beendet worden sei. Im Zuge dieses „Falls Spahn“ 1901 entwickelte sich eine heftige Kontroverse um Theodor Mommsens These von der voraussetzungslosen (dogmenfreien) Forschung, die vor allem von G. v. Hertling in Frage gestellt wurde. Stets kämpften katholischen Korporationen für eine „katholischen Universität im Herzen Deutschlands“. Nach unzähligen pa-

triotischen und religiös ausgerichteten Kommers- und Kneipreden wurde stets begeistert getoastet auf Fürst(en), Kaiser und auf das engere bzw. weitere Vaterland; letzteres wurde auch vor 1871 mitunter mit dem unauflöselichen Deutschen Reich gleichgesetzt. Im Unterschied zur ersten Hälfte des 20. Jhdts. lehnten katholische Korporationen im

19. Jhdt. die „nationalistische Richtung der Professoren“, immerhin eine Erscheinung der Französischen Revolution, ab. Hier (bei Laetitia Karlsruhe) wird noch erkannt, dass Nationalismus religiöse Indifferenz fördert. Nach 1871 war der CV weiterhin kulturell großdeutsch, der KV aber nunmehr kleindeutsch ausgerichtet; der Bruderkrieg von 1866 und das Ausscheiden des katholischen Österreichs aus Deutschland wurden aber sehr schmerzlich empfunden. Alle katholischen Korporationsverbände haben aber die Reichserneuerung von 1871 trotz des protestantischen Kaisertums und des Kulturkampfes begrüßt. In den katholischen Korporationen galten die Kriege gegen Napoleon I. und III., die beide das Papsttum für ihre eigenen Interessen mißbrauchten, als gottgewollte Befreiungs- und Verteidigungskriege. Auch der Krieg gegen Dänemark von 1864 war populär, gerade weil die beiden deutschen Großmächte vereint kämpften.

Der spätere Zentrumsfraktionsvorsitzende Felix Porsch kritisierte 1872 als CV-Vertreter auf der

Katholikenversammlung öffentlich die Kulturkampfgesetzgebung: Der Christ werde, „weil es in dem Geist des Christentums liegt, wenn auch mit blutendem Herzen, selbst den Gesetzen sich beugen, die ihm nicht gefallen, die ihn vielleicht gar verfolgen, und er wird sich darin nicht irre machen lassen durch die maßlosen Verdächtigungen einer wetterwendischen Clique.“ Auch bei Porsch treibt die Vaterlandsliebe dazu an, Deutschland zu rechristianisieren und vom weltanschaulichen Liberalismus der Kulturkämpfer zu befreien. Die Aenanen sprachen sich offen aus gegen die materialistisch-positivistische Aufklärungsrichtung an den Universitäten, die ein „serviles Beamtentum“ hervorbringe, das bereit sei, „den liberalen Elementen des modernen Staates (...) die geistige Selbstständigkeit zu opfern.“ Porsch hat zeitlebens an dieser obrigkeitsloyalen, aber nicht gesetzpositivistischen Position der katholischen Korporationen festgehalten: Als Ordner hat er 1872/73 das universitätsgerichtliche Verbot der Alamannia Leipzig

wegen der Vereinsaufgabe, „das Interesse für katholischen Leben zu fördern“ hingenommen. Die offizielle Präsenz katholischer Studentenkorporationen auf den Katholikenversammlungen stellte für das Universitätsgericht aber bereits eine Beschäftigung „mit öffentlichen Angelegenheiten“, die Studenten untersagt war, dar. Durch die Falschmeldung der „Neuen Würzburger Zeitung“ Nr. 322 vom 22.11.1871, die Würzburger Markomannen (CV) seien von der Walhalla (KV) abgespaltene altkatholische Theologiestudenten, die auch von anderen liberalen Zeitungen begeistert gefeiert wurden, durch die Richtigstellungen in diesen und anderen Zeitungen durch CV-Verbindungen erwarb sich die Markomannia einen hohen Bekanntheitsgrad und in der katholischen Bevölkerung Sympathie und Rückhalt. Als die Aktiven der Markomannia dann wegen ihrer korporativen Teilnahme an der Fronleichnamsprozession in der liberalen Presse verpöttelet wurden, erlebten die Markomannen eine breite Solidari-

links: Karikatur auf die Fronleichnamsprozessionsteilnahme der katholischen Studentenkorporationen Markomannia (CV), Walhalla (VdkStD) und Unitas Würzburg, Aquarell von Ferdinand Ludwig, 1872



sierungs- und Sympathiewelle in der katholischen Presse und in allen katholischen Ständen (katholischen Bürgerverein, katholischen Casino usw.). Die romtreuen Alsatzen in Münster (CV) waren sich der schlimmen Zeitverhältnisse, die die Kirche bedrängten und ihre Verbindung bedrohten, bewusst. Dennoch hatten sich die Alsatzen durch häufige gut organisierte Feiern für den „Heldenpapst“ im katholischen Bürgertum einen Namen gemacht (katholischen Bürgergesellschaft „Eintracht“; Zentrum usw.). Es war eine schwere heilige Pflicht kindlicher Dankbarkeit für den seligen Pius IX. Die staatsfeindlichen Demonstrationen aus der Sicht des Senats stellten neben der Papst- und Bischofsverehrung Toaste auf das Zentrum und auf den Zentrumsführer Schorlemer-Alst, der verehrtes Ehrenmitglied geworden war, dar, dann dessen Rede vor der Alsatia und die Verehrung Mallinckrodt's (Teilnahme am Begräbnis, Gedenken). Bismarck und die nationalliberalen Behörden sahen im Zentrum ja den Reichsfeind. Alsatia, Germania und Unitas waren in Münster gemäß Ministererlass vom 15.7.1874 der totalen Kontrolle religiöser Vereine nach der 1850er Verordnung unterstellt, weil katholischen Korporationen angeblich „eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten auszuüben suchen.“ Im Sinne dieses Erlasses hat „der Curator unter dem 8. Januar 1875 im Auftrage Ew. Excellenz (Kultusminister A. Falk) eine sorgfältige Überwachung der hiesigen ultramontanen Studentenverbindungen angeordnet.“ Senat und Polizei hatten nun Einfluss auf Veranstaltungen katholischer Korporationen, die genehmigt werden, notfalls bei einem Zentrumshoch z. B. aufgelöst werden mussten. Das behördliche Verbot der Teilnahme von Chargierten an den Großen Prozessionen in den siebziger Jahren konnte von den Münsteranern zu den örtlichen Kulturkampfmaßnahmen, die sie am meisten erbitterte, gerechnet werden. Die Zwangsauflösung der Alsatia durch den Senat 1878 wegen Abhängigkeit von ultramontanen, damit angeblich staatsfeindlichen Parteimännern wurde durch ein Zentrumstoast veranlasst. □

Wie ein beherzter Arzt die Stadt Halle rettete

Von Karl Maria Heidecker

Im April 1945 waren amerikanische Truppen mit vielen Panzern und Geschützen bis nach Halle an der Saale vorgerückt. In Außenbezirke der Stadt waren sie schon eingedrungen. Am 16. April warfen amerikanische Flugzeuge Flugblätter über den noch deutschen Teilen der Stadt ab, auf denen die bedingungslose Übergabe der Stadt gefordert wurde. Wörtlich heißt es in dem Flugblatt: „Vollkommene Vernichtung droht eurer Stadt. Entweder Halle wird bedingungslos übergeben oder vernichtet.“

Mehrere Persönlichkeiten in Halle waren bei dem Kampfgruppenkommandanten von Halle Generalleutnant Rathke vorstellig geworden mit der Bitte, auf das Ultimatum der Amerikaner einzugehen. Am 16. April zog ein Demonstrationzug mehrerer hundert Frauen zum Teil mit Kleinkindern zum Marktplatz.

Der Generalleutnant lehnte ein Gespräch mit ihnen ab. Mein Vater, Dr. med. Hanns Heidecker, war zu dieser Zeit als Stabsarzt im Reserve-lazarett 5 in der Thomasius-Schule eingesetzt. Er wurde am 16 April zu Generalleutnant Rathke gerufen, der meinen Vater um eine ärztliche Untersuchung und ärztlichen Rat bat. Nach dieser Untersuchung und der ärztlichen Hilfe sagte Rathke zu meinem Vater, „Nachdem Sie mir so gut geholfen haben, möchte ich nun etwas zum Dank für Sie tun.“ Mein Vater antwortete, dass er nur seine Pflicht als Arzt erfüllt habe. Aber wenn er etwas von ihm erbitten dürfe, so bitte er um einen ungeschminkten Bericht zur militärischen Lage von Halle. Der Generalleutnant erklärte nun an Hand seiner Karten die ungleichen Kräfteverhältnisse der weit überlegenen Amerikaner gegenüber den wenigen kampffähigen Deutschen, unter denen sich auch Kinder, Verwundete und alte Landsturmeute befanden. Mein Vater fragte den Generalleutnant „Was weilen Sie tun?“ Rathke entgegnete ihm „Ich habe den Befehl, Halle bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen!“ Auf



Dr. Karl Maria Heidecker

die Frage meines Vaters, ob er diesen Befehl ausführen wolle, antwortete der General: „Ich muss es tun, weil meine Familie sich in Berlin befindet, wo das Hauptquartier und der Führer sind. Wenn ich den Befehl nicht ausführe, wird man an meiner Familie Rache nehmen.“ Mein Vater tat nun etwas, was mehreren andern Männern zu dieser Zeit das Leben kostete.¹ Er sagte dem General: Wir wissen wohl beide, dass dieser Krieg für uns Deutsche nicht mehr zu gewinnen ist, ja dass er bereits völlig verloren ist. So kann es für uns nur die wichtigste Aufgabe sein, noch mehr Unheil zu verhindern, als in diesen letzten Kriegswochen schon geschehen ist. Man droht uns an, Halle so gründlich wie Dresden zu zerstören. Sie haben zwar den Befehl, Halle zu verteidigen, Aber niemand hat Ihnen vorgeschrieben, wie und wo Sie Halle verteidigen. Denken Sie daran, dass in dieser Stadt mehr als 200 000 Bewohner leben. Dazu kommen mehrere Tausend Verwundete und ungezählte Flüchtlinge aus dem deutschen Osten. Bisher wurde Halle nur durch wenige Bomben beschädigt.“ Mein Vater, riet dem Generalleutnant nun, den Befehl zwar dem Namen nach auszuführen, dabei aber doch die Stadt und die darin befindlichen Menschen zu

schonen. Er schlug ihm vor, Halle im Bereich einer Schrebergartenkolonie zu verteidigen. Mein Vater empfahl weiter, diesen Plan durch den in Halle wohnenden Grafen Luckner, der gut englisch spreche, an die Amerikaner zu übermitteln. Die Amerikaner seien auch bestrebt, sich keiner Gefahr eigenen Blutvergießens auszusetzen.

Generalleutnant Rathke ließ meinen Vater daraufhin nicht erschießen, wie er es nach damaligem Kriegsrecht hätte tun können. Er nahm, selbst innerlich erleichtert, den Rat meines Vaters an. Daraufhin wurde Graf Luckner herbei geholt und mit dem Plan vertraut gemacht. Luckner schlug sich danach zu den amerikanischen Truppen durch und überbrachte ihnen den Plan. So wurden nach dem Rat meines Vaters von beiden Seiten nur wenige Schüsse abgegeben auf eine vereinbarte Gegend, an der kein Mensch und kein Haus beschädigt werden konnten. Der Generalleutnant konnte nach Berlin melden, dass Halle bis zur letzten Patrone verteidigt worden sei, aber Halle mit all den vielen Menschen in der Stadt war gerettet. Nachdem es sich in der Stadt herumgesprochen hatte, dass der Plan zur Rettung Halles von meinem Vater stammte, und dass er

es war, dem es nach mehrfachen vergeblichen Versuchen anderer gelang, Herrn Generalleutnant Rathke für diesen Ausweg zu gewinnen, und dass er mit diesem offenen Gespräch auch sein Leben riskiert hatte, wurde der 46. Geburtstag meines Vaters am 12. Mal 1945 wie ein Volksfest gefeiert. Aus der Gefangenschaft brachte mein Vater ein Photo von der Geburtstagsfeier in Halle mit, das sein Zimmer im Lazarett voller Blumen und Geschenke zeigte, Noch einem Bericht über diese Ereignisse, in der Mitteldeutschen Zeitung Halle 1998 veröffentlicht, meldete sich eine Mitarbeiterin meines Vaters aus seiner Hallenser Lazarettzeit, Frau Barbara Pawlak, 06128 Halle/Saale, als Augenzeugin, die meinen Bericht bestätigte. □

¹ Im Regensburger Dorn erinnert eine Gedenkplatte an den Domprediger Dr. Johann Mayer, der 1945 den deutschen Kommandanten von Regensburg bat, die Stadt nicht zu verteidigen. Er wurde daraufhin öffentlich hingerichtet. In Wernigerode erinnert eine Plakette am Marktbrunnen (Wohltäterbrunnen) an den Obersten Gustav Petri, der 1945 als Kampfgruppenkommandant von Wernigerode den Befehl verweigerte, Wernigerode zu verteidigen. Er wurde dafür standrechtlich erschossen.

Die Thomasius-Schule in Halle/Saale. 1946 Reserve-Lazarett. Darin als leitender Chirurg tätig: Stabsarzt Dr. Hannes Heidecker.



Zu den finanziellen Schwierigkeiten der „Donum Vitae Beratung“ schreibt Karl Gugler in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 28.06.2003 einen aufschlußreichen Leserbrief: „... nun schlägt die Stunder der Wahrheit für zwei katholischen Institutionen: Erstens für den Diözesanrat, der sich schon vor zwei Jahren mit 82 Prozent Mehrheit für »Donum Vitae« eingesetzt hat; er sollte jetzt den Bischof auffordern, zumindest jene »Donum-Vitae«-Stellen, die in unserer Diözese liegen, künftig auch mit Diözesanmitteln zu unterstützen.

Zweitens für die Laien im Kirchensteuer-Ausschuss: Sie können mit ihrer Mehrheit verhindern, dass der Wille des Bischofs allein »Donum Vitae« von finanziellen Zuwendungen ausschließt.“

Man muss wissen, dass Karl Gugler ein Aktivist der Kirchenvolksbegehrer („Wir sind Kirche“) ist. Er versucht nun mit Zuckerbrot und Peitsche für „Donum Vitae“ Geld einzutreiben. „Donum Vitae“ wurde gegründet, nachdem der Papst die deutschen Bischöfe unmissverständlich aufgefordert hatte, sich aus dem staatlichen System der Schwangerenberatung mit Erteilung des sogenannten Scheins zurückzuziehen, weil dieser Schein die straffreie Tötung ermöglicht. Die Gründung von „Donum Vitae“, das weiterhin Scheine ausstellt, wurde vom Augsburger Diözesanrat und zuvor schon vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) mit 160 gegen 16 Stimmen befürwortet.

Der Leserbrief von Karl Gugler deckt auf: Der Augsburger Diözesanrat, wie auch das ZdK, steht mit einer Mehrheit von 82% im Gegensatz zum obersten Lehramt und zum Kirchenrecht. Nach allen Erfahrungen der Kirchengeschichte ist von solchen Gremien kein Beitrag zur Überwindung der Glaubens- und Kirchenkrise zu erwarten. Denn wirkliche Reformen gibt es nur in, aber nicht neben oder gar gegen die Kirche; anders ausgedrückt: es gibt Reformen nur mit dem Papst, dem Fundament der Einheit der Kirche.

ZdK und Diözesanrat, die immer wieder behaupten, sie würden für

Auf dem Prüfstand

die Katholiken sprechen, tun dies in Wirklichkeit nicht. Wäre es anders, müssten sie nicht beim Staat um finanzielle Hilfe zur Finanzierung der „Donum Vitae“-Beratung betteln. Die Abhängigkeit vom Staat wird ZdK und Diözesanrat noch staatskonformer machen. In der Frage der Revision der geltenden Abtreibungsregelung, die vom Bundesverfassungsgericht vorgesehen ist, wenn die Abtreibungsziffern nicht sinken, hat der Staat vom ZdK oder vom Diözesanrat von Augsburg nichts zu befürchten.

Diözesanrat und Kirchensteuerausschuss sollen nun den Bischof zwingen, dass er Gelder für Donum Vitae zur Verfügung stellt. Damit würde er sich gegen den Papst und gegen das Kirchenrecht stellen. Der Augsburger Bischof hat aber glücklicherweise mit „Pro Vita“ eine eigene Institution zum Schutz des Lebens gegründet, die keine „Scheine“ ausstellt. Die Kirchenvolksbegehrer wollen jetzt die Spaltung der Katholiken in Kauf nehmen, denn sie wissen, dass die Gewährung von Kirchensteuermitteln für „Donum Vitae“ die romtreuen Katholiken in einen Kirchensteuerstreik treiben würde.

Prof. Dr. Hubert Gindert

Die schlimmen „konservativen Katholiken“

Es gibt Journalisten, die schrecken vor keinem Mittel zurück, wenn sie befürchten, die Lufthoheit über ihren Gläubigen zu verlieren. Und, da sie ihr Handwerk beherrschen, wissen sie, in welche Ecke man diejenigen stellen muss, die wirksam getroffen werden sollen, nämlich in das der Verharmlosung des Nationalsozialismus. Ein solches Glanz-

stück der Manipulation hat sich Matthias Drobinski mit seinem Bericht „Konservative Katholiken trafen sich in Fulda“ geleistet. (SZ 5./6.7.03)

Was ist passiert? Der Fuldaer Bischof Algermissen sagte am 20. Juni in seiner Predigt beim Anfangsgottesdienst des Kongresses „Freude am Glauben“ über die Nazis: „Zwar ist das Tausendjährige Reich des Nationalsozialismus schon nach zwölf Jahren wieder verschwunden. Es hat aber eine geistige und intellektuelle Trümmerlandschaft hinterlassen. Schlimmer sind die moralischen und geistlichen Trümmer, der Verlust grundlegender menschlicher und christlicher Werte. Es gibt nicht nur die äußere Umweltverschmutzung; es gibt auch eine moralische und geistliche Umweltverschmutzung. Täuschen wir uns nicht! Die Feinde des Christentums und der Kirche sind auch heute am Werk. Sie tun ihr Werk nicht mehr so plump, sondern viel raffinierter als es im Dritten Reich geschah.“

Diese Aussage, z.B. der Verlust menschlicher und christlicher Werte ist eindeutig und statistisch belegbar in der Zerrüttung von Ehe und Familie, der steigenden Zahl der Scheidungswaisen, der Abtreibung, der Ausbreitung der Pornografie etc. Der Fuldaer Bischof hat auf diese Situation hingewiesen und an ein Tabu gerührt. Drobinski macht daraus eine „demokratieverachtende und die NS-Opfer verachtende Predigt“ und fragt – um einen Popanz aufzubauen – „Sind Angriffskrieg, Judenvernichtung und Christenverfolgung der Nazis weniger schlimm als ein wie immer gearteter „Verlust der christlichen Werte“? Was in diesem durchsichtigen Manöver angeprangert werden soll, ist der Verstoß des Bischofs gegen die political correctness. Ginge es Drobinski um Judenvernichtung oder Christenverfolgung durch die Nazis, so hätte er in seinem Bericht erwähnen müssen, dass Kardinal Lustiger von Paris, ein Jude, dessen Mutter im KZ umkam, den Schlussgottesdienst hielt und auf dem Kongress eine unübersehbare Schauwand zu die katholischen NS-Opfer zu sehen war. Er tat es nicht. Man merkt die Absicht und man ist verstimmt.

Prof. Dr. Hubert Gindert

**Nötig:
Elementare Glaubensgrundlagen**

„Die Generation 2003 ist keine Spaßgeneration“ stellte Philipp Messfelder, Bundesvorsitzender der Jungen Union in Deutschland, in einem „Standpunkt“ - Beitrag der Zeitschrift „komma“ fest (Nr. 17/2003, Pommerotter Weg 15, D-52076 Aachen). Sie wisse genau, welche Aufgaben auf sie zukämen und habe deshalb „ein Bedürfnis nach einem Glaubens- und Wertegerüst, das ihnen in erster Linie die Kirchen vermitteln könnten“. Mißfelder weiter:

Nun ist es die Aufgabe der Amtskirchen, in ähnlicher Weise wie die politischen Nachwuchsgenerationen den Umkehrschub zu erreichen und wieder mehr junge Menschen für den gelebten Glauben zu begeistern. Die Grundlagen dazu sind in meiner Generation vorhanden. Es gilt nun, den Willen zum Engagement in Gesellschaft, Politik und Glauben zu fördern.

Eine wichtige Aufgabe kommt dabei neben Kirchen und Elternhäusern den Schulen zu. Doch ausgerechnet dort, wo jede junge Generation besonders stark geprägt wird, ist der Glaube am schwächsten vertreten. Hierbei spiele ich nicht auf die Debatte um das Kreuz an der Wand jedes Klassenzimmers ab, sondern auf die Vermittlung von elementaren Glaubensgrundlagen im schulischen Religionsunterricht – sofern er überhaupt erteilt wird. Überlegen Sie einmal, wo in diesem Land noch die Flamme des Glaubens entzündet wird ... Dies zeigt, warum es so wichtig ist, sich politisch zu engagieren: Politik bedeutet nicht nur die Festlegung des Rentenbeitragsatzes, sondern auch die Wahrung der Wurzel unserer Gesellschaft – des christlichen Glaubens.

**Kardinal Meisner: „Eucharistie-
Enzyklika Pflichtlektüre“**

„Warum der Heilige Vater die Notbremse ziehen musste“ stand über einem Beitrag in der Zeitung „Die Tagespost“, in dem Joachim Kardinal Meisner auf den vielerorts zu verzeichnenden Niedergang von Frömmigkeit und Glauben hinwies; der sei durch vier „ohne“ gekennzeichnet: Sonntag ohne Messe, Buße ohne Beichte, Eucharistie ohne Realpräsenz, Kirche ohne offene Türen. Alle müssten dafür sorgen, dass daraus wieder vier „mit“ würden („Die Tagespost“, 3.7.2003; Juliuspromenade 64, D-97070 Würzburg). Im Hinblick auf die Situation sagte der Kardinal dort u.a.:

Viele katholische Gläubige haben so bei uns ihre Heimat verloren. Es ist keine Seltenheit, dass Gläubige weite Wege zurücklegen, um an Orte zu kommen, wo

Zeit im Spektrum

noch katholisch gläubig die heilige Messe gefeiert wird.

Der Heilige Vater hat gleichsam die Notbremse gezogen, indem er uns die Enzyklika „Ecclesia de Eucharistia“ geschenkt hat. Hier wird ganz deutlich in Erinnerung gerufen und lehramtlich zu glauben vorgelegt, was die katholische Kirche immer von der Eucharistie gesagt und geglaubt hat (...)

Die letzte Enzyklika des Papstes „Eucharistie und Kirche“ muss zur Pflichtlektüre aller in der Kirche Verantwortlichen werden. Man muss sich mit der Eucharistielehre der Kirche ehrlich auseinandersetzen, damit man sie aus vollem Herzen bejahen kann. Mitunter beruft man sich bei solchen Unregelmäßigkeiten auf das eigene Gewissen. Das Gewissen ist nicht normgebend. Das Gewissen muss sich an der Wahrheit orientieren (...)

**Die Warnung des Apostels – vergessen,
missachtet?**

Anlässlich des Fronleichnamstages und der Interkommunion-Feiern beim „Ökumenischen Kirchentag“ erinnerte Josef Bauer im „Schweizerischen Katholischen Sonntagsblatt“ (Nr. 26/2003) an die Warnung des hl. Paulus vor unwürdigem Empfang der hl. Kommunion:

Die ursprüngliche Fronleichnamsliturgie 1 Kor 11,23-29 hören wir seit der Liturgiereform nur mehr jedes dritte Jahr (Lesejahr C) und sie wurde um drei Verse gekürzt. Weggelassen wurde die Warnung des heiligen Paulus: „Wer also unwürdig von dem Brot isst und aus dem Kelch des Herrn trinkt, macht sich schuldig am Leib und Blut des Herrn. Jeder soll sich selbst prüfen; erst dann soll er von dem Brot essen und aus dem Kelch trinken. Denn wer davon isst und trinkt, ohne zu bedenken, dass er den Leib des Herrn isst, der zieht sich das Gericht zu, indem er isst und trinkt.“

Vermutlich wollte man in der erneuerten Fronleichnamsliturgie nur jene Sätze aus dem ersten Korintherbrief haben, die – wie man annimmt – den ältesten schriftlichen Einsetzungsgericht der Eucharistie darstellen. Nur scheint man in der Kir-

che verbreitet das Weglassen der Warnung fälschlicherweise als Signal verstanden zu haben. Denn seit Jahrzehnten hört man kaum mehr von einem unwürdigen, ja sakrilegischem Kommunionempfang reden (...)

Früher haben wir gelernt, dass von schwerer Sünde frei sein muss, wer die heilige Kommunion empfangen will. Und er muss die „rechte Absicht“ haben. – Die Lehre der Kirche hat sich nicht geändert. Im 1993 erschienenen „Katechismus der katholischen Kirche“ findet sich unter 1385 der Hinweis; „Wer sich einer schweren Sünde bewusst ist, muss das Sakrament der Buße empfangen, bevor er die Kommunion empfängt“ – Aber die Praxis ist schauerhaft schlampig geworden! (...)

Der „lockere“ Umgang mit dem, was wir das „Allerheiligste“ nennen, schlägt sich auch im Verhalten im Kirchenraum nieder. Da kann man selbst bei regelmäßigen Besuchern der Wochentagsmesse beobachten, wie sie sich ungeniert vor ausgesetzter Monstranz unterhalten.

Vermutlich fördert die gesunkene Ehrfurcht vor dem Leib des Herrn auch die „Experimente“ mit der Interkommunion. Kein Priester hat das Recht, von sich aus Nichtkatholiken zur „offenen Kommunion“ einzuladen, wie es am Rand des Ökumenischen Kirchentags in Berlin geschehen ist. Denn Gastgeber beim eucharistischen Mahl ist der Herr!

Arger Missbrauch ist es auch, wenn eine Eucharistiefeier als kirchenpolitisches Druckmittel gegen die Bischöfe eingesetzt wird, weil man meint, die Mehrheit (schlecht informierter) Laien hinter sich zu haben.

Katechese des Vorbilds

„Eucharistie – Mitte und Quelle christlichen Lebens“ ist das Thema des neuen „Geistlichen Rundbriefes“ von Bischof Dr. Klaus Küng (2/2003; Bisch. Sekretariat, Postfach 37, A-6800 Feldkirch). Nach einem Blick auf die heutige Situation mit dem „gewaltigen Einbruch im Gottesdienstbesuch“ erinnert der Bischof an Erfahrung und Beispiel der Heiligen, die in und von der Eucharistie lebten, und legt dann in geraffter Form dar, was Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „Ecclesia de Eucharistia“ („Die Kirche lebt von der Eucharistie“) sagt. Der Rundbrief gibt auch Hinweise, wie anderen der Zugang zur Eucharistie wieder oder neu erschlossen werden kann. U.a. heißt es dort:

Von Edith Stein wird berichtet, dass sie einmal, noch vor ihrer Bekehrung vom jüdischen Glauben zum Christentum, in einer katholischen Kirche zum Gebet verweilte und unbeabsichtigt eine Frau beobachtete, die offenbar zwischen ihren Einkäufen die Kirche betrat, um zu

beten. Die Frau kniete so gesammelt und andächtig vor dem Tabernakel, dass Edith Stein intuitiv die besondere Gegenwart Christi in der Eucharistie erfasste. Das war auf ihrem Bekehrungsweg ein nicht unwesentlicher Impuls.

Das Erleben einer intensiven Atmosphäre des Gebetes, eines gesammelt gefeierten Gottesdienstes, aber auch ein liebevoll gepflegtes Gotteshaus können eine große Hilfe für die Annäherung an Gott sein. Oft sind nicht viele Worte nötig; der gelebte Glaube eines oder mehrerer Menschen, vielleicht auch ihr Bittgebet, vermögen zu bewegen. Gerade in unserer Zeit ist diese Art der „Katechese“ von vorrangiger Bedeutung. Die Stille und manche kleine Zeichen führen an die Schwelle des Heiligen, Dieses Heilige zu entdecken, ist ein wesentlicher Aspekt beim Bemühen, den Zugang zur Eucharistie zu finden (...)

Was tun, damit insbesondere die Jugend den Zugang findet? Das gelebte Vorbild aus Überzeugung und echter Liebe zur Eucharistie ohne Minderwertigkeitskomplexe und ohne falsche Rücksichten und Ängste, was andere denken könnten, wenn man selbst die Messe besucht und die ändern das nicht tun, ist langfristig wohl das Wichtigste, um auch der Jugend Wert und Bedeutung der Messfeier zu erschließen; und dass wir den anderen, wenn sie uns fragen, nicht verbergen, welches unsere Hoffnung ist, ergibt sich als beinahe selbstverständliche Konsequenz unseres Glaubens an die Eucharistie. Lieben wir die hl. Messe, dann wird die Liebe Christi unser Leben verwandeln und fruchtbar machen! Auch andere – zunächst werden es vielleicht nur einzelne sein, mit der Zeit wahrscheinlich viele – werden sich anschließen und mitkommen.

Es werden, davon bin ich überzeugt, auch genügend geistliche Berufe wachsen. Die Eucharistie ist eine Quelle, die nie versiegt.

Was ist das für ein Wahnsinn!

„Es gibt kein feindliches Kind“ steht über dem Editorial des neuen Heftes von „Medizin und Ideologie“, der Zeitschrift der Europäischen Ärzteaktion (Postfach 1123, D-89011 Ulm). Dr. Georg Lennartz, der neue verantwortliche Redakteur, schreibt darin:

Unicef wirbt derzeit mit großen Plakaten unter dem Titel „Es gibt kein feindliches Kind!“ für eine Unterstützung des Hilfsprogramms für die Kinder im Irak. „Es gibt kein feindliches Kind“ – einverstanden, sehr sogar, aber muss das nicht für alle Kinder gelten, auch für die noch nicht geborenen? Kann denn ein eigenes Kind feindlich sei, sodass es

ablehnend behandelt werden darf? Wir haben in unserer eigenen Gesellschaft Vorkommnisse, die jeden Tag mehr völlig unschuldige Menschen zu Tode bringen als es im Irakkrieg der Fall war. Allein wenn man die Zahlen der Abtreibung sieht, so muss man von rund 1000 Fällen täglich ausgehen.

Was ist das für ein Wahnsinn, wenn jeden Tag in unserer „entwickelten“ Gesellschaft durch die Hand der Mediziner über 1000 Kinder völlig unschuldig sterben? Hier verrät die Medizin ihre Berufung, sich selbst und ihre Existenzberechtigung.

Hinzu kommen noch all die Fälle, wo durch IVF-Maßnahmen überzählige Embryonen erzeugt werden, die nachfolgend „verworfen“ oder erst mal tiefgefroren werden. Wer maßt sich an, andere Menschen zu verwerfen oder auszuwählen? Wer maßt sich an, über den Nächsten verfügen zu wollen und ihn zur Sache, zum Objekt oder Mittel fremder Zielsetzung zu machen?

Man mag es noch so schön verpacken – als therapeutisches Bemühen oder ähnliches. Aber was ist das für ein verirrtes medizinisches Tun, wenn 30, 40 oder mehr Embryonen getötet werden sollen, um ein Designerbaby zu schaffen, das wiederum hauptsächlich Mittel eines Therapieversuches sein soll. Und auch das letztlich behandelte Kind ist Objekt medizinischen Versuchens – es erfährt keine Barmherzigkeit, sondern wird als Rechtfertigungsmittel für medizinisches Experimentieren verwendet, für das keine Rechtfertigung besteht (...)

Fragen an die Moslems

Mit „Religion und Gewalt“ befasste sich P. Dr. Ockenfels OP, Professor für Christliche Gesellschaftslehre an der Universität Trier, im Heft Nr. 300 der Reihe „Kirche und Gesellschaft“ Kath. Sozialwissensch. Zentralstelle, Brandenberger Str. 33, 41065 Mönchengladbach) Speziell zum Islam heißt es bei ihm u.a.:

Was unterscheidet eigentlich den Islam von Islamismus, gläubige Muslime von Islamisten? Dazu hätte man gern ein bindendes Urteil. Doch im Islam gibt es keine Instanz verbindlicher Interpretation, kein zentrales Lehr- oder Hirtenamt, das ihn wirksam vor islamistischer Verfälschung und politischem Missbrauch bewahrt (...)

Der Groß-Scheich der Ashar-Universität von Kairo hat zwar eine hohe geistliche Autorität, aber keine Richtlinienkompetenz für die islamische Welt. Hinzu kommt, dass theologische Neuerungen meist als Verrat an heiligen Prinzipien gelten. Dies hängt mit der Vorstellung zusammen, der Koran sei Wort für Wort dem Propheten Mohammed vom

Erzengel Gabriel in die Feder diktiert worden – als unabänderliches Wort Gottes.

Freilich ist der Koran viel konkreter und politischer in seinen Lebensregeln als die Evangelien. Er enthält ein gefährliches Gemisch aus Politik und Religion, und die allzu enge Verflechtung von politischen und theologischen Begriffen lässt sich nachträglich nicht einfach auflösen. Der islamische Monotheismus drängt zur einheitlich-totalitären Staatsbildung (...)

Die religiös gegründete Glaubensgemeinschaft (die „umma“) ist auch eine politische Größe, sie schuldet Gott und seinem Gesandten (Mohammed) Gehorsam und findet in ihnen die Garanten der Einheit und des Friedens (Sure 8, Vers 46). Dementsprechend ist die „scharia“ nicht bloß ein moralisches, sondern auch ein staatlich erzwingbares rechtliches Regelwerk. Glaube und Politik, Moral und Recht, Glaubensgemeinschaft und Staat bilden hier eine grundsätzliche und unauflösliche Einheit.

Und wie steht es um den „dschihad“, den sogenannten „heiligen Krieg“? Er lässt sich nicht bloß als „Anstrengung für den Glauben“ auslegen, sondern bedeutet hauptsächlich ein militärisches Vorgehen (...)

Eine zentrale und globale politische Ordnungsfrage ist: Wie lässt sich das Menschenrecht auf Religionsfreiheit, das für alle Mitgliedstaaten der Vereinten Nationen verpflichtend ist, auch wirksam, d.h. institutionell abgesichert und kontrolliert durchsetzen? Von der Beantwortung dieser Frage hängt es wesentlich ab, ob sich die Gefahr von Religionskriegen abwenden lässt. Vor jedem interreligiösen Dialog um ein „Weltethos“ müssen zunächst die Bedingungen der Freiheit für alle Religionsgemeinschaften und Staaten geklärt werden, die an diesem Dialog teilnehmen sollen.

Die Preisfragen für den künftigen Dialog lauten also: Wie weit kann sich der Islam 1. auf die allgemeine Religionsfreiheit einlassen? 2. Wie weit lässt er sich entpolitisieren, d.h. von staatlicher Macht trennen? Und 3. Wie weit lassen sich die islamischen Glaubensgemeinschaften institutionalisieren oder verkirchlichen, ohne ihre „Identität“ preiszugeben? Auf diese Fragen hätte zunächst ein innerislamischer Dialog zwischen den rivalisierenden Gruppen (etwa zwischen Schiiten und Sunniten) Antworten zu finden. Überdies bedürfte es des innerislamischen Dialogs zwischen den zahlreichen Gruppen schon deshalb, um repräsentative Partner für den interreligiösen Dialog zu benennen. Speziell in Deutschland würde man gerne einiges über die Inhalte des geplanten islamischen oder islamistischen Religionsunterrichts erfahren, bevor er staatlich eingerichtet wird.

BÜCHER

Michael Davies: Der Kardinal auf dem Schafott, ISBN 3-394692-11-7, Sarto Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, 201 S.; Euro 12,50.



Die Katholiken brauchen in der heutigen gesellschaftspolitischen Auseinandersetzung mutige Glaubenszeugen wie den englischen Staatsmann Thomas Morus, was sie aber ebenso nötig haben, sind Bischofsgestalten wie den englischen Märtyrerbischof John Fisher, der gegenüber der Staatsmacht die Freiheit der Kirche bis zum Blutvergießen verteidigt hat.

John Fisher war schon auf der Lateinschule ein herausragender Schüler, mit 14 Jahren wurde er zum Studium an der Universität zugelassen. Eine große Karriere war ihm vorgezeichnet. Mit 22 Jahren gehörte er dem Lehrkörper an, und mit 35 Jahren war er Kanzler der Universität. John Fisher war von früher Jugend an tief religiös und ein großer Verehrer der Gottesmutter. Auf der Universität Cambridge sah er schon früh, dass der Kirche in England gute Prediger fehlten und der Klerus eine bessere Ausbildung brauchte. Das Seminarsystem wurde in der Kirche erst nach dem Konzil von Trient (1545-63) eingerichtet. Mit 35 Jahren wurde John Fisher Bischof von Rochester, einer kleinen Diözese mit geringem Einkommen. Er verzichtete darauf, sein Einkommen auf dem üblichen Weg durch den Erwerb weiterer Benefizien zu erhöhen (S. 17). Fisher blieb trotzdem 30 Jahre Bischof dieser Diözese. John Fisher war ein eifriger Seelenhirte; er sagte: „Im Tadeln sind wir weitschweifig, wir kommen nicht zum

Kern der Sache, während in der Zwischenzeit die Leute in ihren Sünden sterben“. Er war überzeugt, dass „ebenso wie die Gottesfurcht, so auch die Missachtung Gottes vom Klerus ihren Ausgang nimmt“. John Fisher war ein Mann des Gebetes und ein eifriger Prediger. In „diesen Predigten wird den Freuden des Himmels sehr viel mehr Aufmerksamkeit geschenkt als den Qualen des Fegefeuers oder der Hölle“ (S. 36). Er stellt aber klar „dass das Erbarmen Gottes nicht bedingungslos ist. Der Sünder muss seine Sünden nicht nur bereuen, sondern auch Buße für sie tun“ (S. 38). In der theologischen Auseinandersetzung war er durch seine „enorme theologische Bildung“ der herausragende Verteidiger des katholischen Glaubens vor dem Konzil von Trient (S. 44). Seine Methode war es, „die Vorgehensweise seiner Gegner wörtlich zu zitieren, um sie dann unter engster Bezugnahme auf die Hl. Schrift und die Kirchenväter zurückzuweisen“ (S. 46). In den religiösen Missständen sah Fisher klar, „dass es zwischen der Kirche und den Menschen in der Kirche zu unterscheiden galt“. Fisher betrachtete die Verteidigung des Glaubens gegen die Häresie als einen unaufgebbaren Bestandteil seiner Amtspflicht. Er trat der Häresie Luthers von der „Rechtfertigung durch den Glauben allein entgegen“ und legte den Wert der Tradition eindrucksvoll dar. Der groben und vulgären Polemik Luthers und seinem sprachlichen Grobianismus begegnete Fisher stets argumentativ (S. 72). Im Unterschied zur kontinentalen Reformation Luthers, der tatsächlich eine andere Religion anstrebte, wollte König Heinrich VIII. in seiner Auseinandersetzung mit der Kirche zunächst nur die Annullierung seiner Ehe. Heinrich VIII. heiratete 1504 „aus freiem Willen, ohne dass von irgend einer Seite Druck auf ihn ausgeübt worden wäre“, Katharina von Aragon. Die Reformation in England ereignete sich nicht, „weil die Leute sie gewollt hätten, sondern, weil sie von oben herab durchgesetzt wurde“, damit Heinrich VIII. seine Wiederverheiratung legalisieren konnte (S. 84). Die entscheidende Schwäche der vorreformatorischen Kirche in England lag nach Thomas Morus darin, „dass viele Bischöfe sich mehr als Beamte des Königs denn als geistliche Hirten betrachteten“. Als Heinrich VIII. sich in den Kopf gesetzt hatte, Anne Boleyn zu heiraten, tat er alles, um John Fisher für seine Pläne zu gewinnen. Er schützte sein Gewissen vor und versuchte Druck auf den päpstlichen Gesandten Kardinal Campeggio, auf den Papst und den Legationsgerichtshof, der seine Eheannullierung entscheiden sollte, auszuüben. John Fisher blieb der unerschrockene Verteidiger der rechtmäßigen Gattin Heinrichs VIII. Katharina von Aragon. Als dann der König durch Einschüchterung, Druck und falsche Versprechungen das Parlament, die Bischöfe und den Kle-

rus in dieser Auseinandersetzung zu sich herüber zog, blieb John Fisher standhaft und verweigerte den Treueid, der Heinrich VIII. als Oberhaupt der Kirche in England anerkannte. Fisher trat der Verstaatlichung der Kirche entgegen. Auch die Einkerkelung, die Täuschungsmanöver (z.B. die Behauptung, Thomas Morus habe den Treueid geleistet), oder das grausame Martyrium der Kartäusermönche konnten John Fisher nicht umstimmen. John Fisher besaß noch die Kraft, dem ungerechten Prozessurteil entgegenzutreten. Er wusste, dass er von Heinrich VIII. keine Gerechtigkeit zu erwarten hatte. Sein Martyrium ist ein Ruhmesblatt der katholischen Kirche in England. Die Geschichte seines Martyriums zeigt auf, was passieren kann, wenn sich die Kirche mit dem Staat soweit einlässt, dass ihre Freiheit bedroht ist. Diese Gefahr ist durchaus aktuell.

Hubert Gindert

Waltraud Maria Neumann: Philosophie und Trinität. Erörterungen. Georg Olms Verlag Hildesheim, 2002. 163 S. ISBN Nr. 3-487-11584-0.

Das vorliegende Buch enthält Abhandlungen, Aufsätze und Vorträge, die die Autorin seit 1995 verfasst hat und die bis auf zwei Ausnahmen bereits als Einzelveröffentlichung vorliegen. Sie sind wesentlich durch die Tatsache motiviert, das Verständnis von der göttlichen Trinität zu erhellen und zu präzisieren. Die Schriften des hl. Augustinus zum Thema stellt die Autorin in den Mittelpunkt ihrer Erörterungen.

Sie widmet sich auch eingehend den philosophischen Attacken von Nietzsche, Marx, Heidegger und Husserl auf den christlichen Glauben, unter deren Wirkung die christlichen Kirchen noch heute stehen.

Es muss angenommen werden, dass das Dogma von der göttlichen Trinität die große Mehrheit der Menschen, die ihr Leben und Heil nicht mehr in Gottvater und Christus begründet sehen, befremdet. Dieser Glaubensverlust hat, wie wir wissen, auch vor der Kirche nicht halt gemacht.

Die Ausführungen W. M. Neumanns überzeugen durch Kompetenz, Sachlichkeit und Kritikfähigkeit. Das Buch ist insbesondere ein wichtiger theologischer Beitrag zum Thema Trinität. Interessierten Laien sei die Lektüre dennoch ans Herz gelegt, da in den philosophischen und theologischen Erörterungen immer wieder der Reichtum des katholischen Glaubens aufscheint, indem dieser auf den Schatz der göttlichen Trinität verweist.

Günter Buschmann

Andrea Riccardi: Salz der Erde – Licht der Welt. Glaubenszeugnis und Christenverfolgung im 20. Jahrhundert, Verlags-
haus Herder, 495 S., ISBN 3-451-27421-3
Euro 36,00



Die Kirche ist der mystische Leib Christi. Durch die Kirche wird Jesus Christus in der Liturgie und in der Verkündigung seiner Botschaft repräsentiert. Sie selber repräsentiert Jesus Christus in ihrem Leiden und in ihrem Auferstehen.

Für die Kirche gilt, was Christus seinen Jüngern sagte: „Wer sein Leben um meinetwillen und um des Evangeliums willen verliert, wird es retten“ (Mk 8,35). „Der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele“ (Mk 10,45). „Weil ihr nicht von der Welt stammt, sondern weil ich euch aus der Welt erwählt habe, darum hasst euch die Welt“ (Joh 15,19).

Das 20. Jahrhundert gibt Zeugnis von der innigen Verbindung zu Christus, von der Kreuzesnachfolge ungezählter Getaufte, von dem Opfer der Kirche für die Erlösung der Menschen. Dieses Zeugnis muss festgehalten werden im Bewusstsein der Völker der Welt.

Andrea Riccardi, Professor für Geschichte, unternimmt mit dem vorliegenden Werk eine erste Gesamtschau der weltweiten Christenverfolgung im 20. Jahrhundert. Er greift dabei auf die zahlreichen Glaubenszeugnisse zurück, die in der „Kommission neue Märtyrer“ aus allen Teilen der Welt auf Bitten von Papst Johannes Paul II. eingetroffen sind. Nach dem Studium der vorliegenden Berichte bekannte Riccardi: „Nicht, dass ich die Geschichte vieler Verfolgungen und Leiden nicht gekannt hätte, aber über ihr Ausmaß und ihre Abgründigkeit hatte ich keine klare Vorstellung gehabt. Die Fülle der Ereignisse war mir in ihrer Gesamtheit nicht bewusst gewesen“ (S. 14).

In der Einführung findet sich eine tiefe Theologie des Martyriums: „Christliches Martyrium bezeugt den Glauben an Gott als den Herrn und Freund des Lebens, der die Toten lebendig macht. Von daher ist Martyrium von einer schöpfungstheologischen Option für das Leben und von der Ehrfurcht vor dem Leben geprägt. Diese Option für das Reich Gottes ist im Sinne des Taufbekenntnisses mit dem Widersagen gegen das Böse in der psychischen, metaphysischen, intellektuellen und politischen Ordnung verbunden“ (S. 10). Vom Ergebnis der Ermordungen werde hier eine Welt der Schwachen und Besiegten dargestellt. Riccardi: „Und doch haben diese Christen gerade unter Bedingungen großer Schwäche eine eigentümliche geistige und seelische Kraft bewiesen: Sie haben nicht auf ihren Glauben, ihre persönlichen Überzeugungen, auf den Dienst an den anderen und an der Kirche verzichtet, um das eigene Leben zu retten und sich das Überleben zu sichern. Sie haben eine große Kraft offenbart, obwohl sie sich in der Lage äußerster Schwäche und großer Gefahr befanden“ (S. 17). Der Christ des 21. Jahrhunderts sei aufgerufen, „über diese Realität nachzudenken, auch um zu begreifen, worin die Kraft des Christentums besteht“ (S. 17). Im Martyrium des 20. Jahrhunderts gibt es eine echte und überzeugende Ökumene. Die Ökumene der Märtyrer erstreckt sich über alle Kontinente. Riccardi bezeugt sie in seinem Werk.

Ideologien, Nationalismen, Terrorismus, Rache und Mordlust versuchen Christus und seine Kirche zum Verstummen zu bringen. Riccardi stellt den Hass gegen die Kirche nach Kontinenten und Ländern geordnet dar. Er analysiert die atheistischen Ideologien des Kommunismus und Nationalsozialismus, die Versuche, mit der Errichtung von Nationalkirchen die katholische Kirche auszuschalten, und die Kirche durch Rassismus und Genozid zum Schweigen zu bringen.

Riccardi gelingt es, den Kampf gegen das Christentum im allgemeinen und die katholische Kirche im besonderen in die Geschichte des 20. Jahrhunderts einzuordnen. Er schildert die Situation des jeweiligen Landes, der Kirche in diesem Land und zitiert Zeugnisse und Bekenntnisse der Opfer des Glaubens. Andrea Riccardi, Begründer der Gemeinschaft S. Egidio, die sich weltweit schon in der Aussöhnung von Volksgruppen und Völkern und für den Erhalt und die Wiedergewinnung des Friedens eingesetzt hat, hat mit diesem Buch ein Werk erstellt, an dem die Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts nicht vorbeigehen kann. Die Christen in den einzelnen Völkern und Diözesen sollten nun auch daran denken, sichtbar in der Öffentlichkeit Monumente, Ausstellungen und Gedenktafeln für die um des Glaubens willen Verfolgten aufzustellen. *Gerhard Stumpf*

Uli Heuel: Mach mehr aus deinem Leben. Eine Hinführung zum Glauben. Styria Verlag Graz, Wien, Köln 2001. 188 Seiten, ISBN 3-222-12889-8, 14,90 Euro.



Mit diesem Buch versucht der Autor, nach seinen Worten, Menschen zu erreichen, die auf Distanz zum christlichen Glauben gegangen sind, aber auch solche, die immer in dieser Distanz gelebt haben.

Im ersten Teil spürt er der zeitgeistlichen Situation des heutigen Menschen in den Industrie-Nationen nach. In Form eines fiktiven Dialogs, der den Leser miteinbezieht, erörtert er Fragen, die heute von vielen gestellt werden.

Im zweiten Teil entwickelt Uli Heuel eine Art Glaubenslehre, in deren Zentrum er Jesus Christus stellt.

Man ist geneigt, den theologischen Ausführungen des Autors zu folgen und an vielen Stellen zuzustimmen. Es gelingt ihm, spirituelle Phänomene in einfacher und anschaulicher Sprache zu fassen.

Dennoch hinterlässt das Buch einen zwiespältigen Eindruck. Es ist z. B. von »Brocken« die Rede, die der Leser zu schlucken habe (gemeint ist u. a. die Menschwerdung Gottes) und von schwer überwindbaren »Felswänden« (Das Nizänische Glaubensbekenntnis), die auf dem Weg zum Glauben warten. Der Autor stellt zwar Christus in den Mittelpunkt seiner Erörterungen, lässt aber die von Ihm gestifteten Sakramente unerwähnt. Auch die hl. Eucharistie kommt nicht vor.

Nach der Lektüre des Buches drängt sich dem Leser die Frage auf: Welchen Glauben will der Autor vermitteln? Vielleicht geht es Uli Heuel um protestantische Glaubensinhalte. In jedem Fall hätte er gut daran getan, dies eindeutig zu benennen.

Günter Buschmann

Scott Hahn: Das Mahl des Lammes – Die Messe als Himmel auf Erden, St. Ulrich Verlag, Augsburg, 2003, S. 176, ISBN-Nr.: 3-929246-94-5, Euro 16,90 (D), 17,40 (A), SFR 29.00

Die Offenbarung oder Apokalypse des Hl. Johannes ist ein Buch mit sieben Siegeln, das schwierig zu deuten ist, obwohl sich Texte und Bilder daraus in der hl. Messe wieder finden. Scott Hahn, der sich vor seiner Konversion zur katholischen Kirche jahrelang intensiv mit der Apokalypse beschäftigt hatte, erlebte in seiner ersten Messe das, was er im Studium der geheimen Offenbarung „erschaut“ hatte. Jetzt konnte er durch seine Kenntnis der Apokalypse die Messe richtig verstehen und umgekehrt vom Erleben der Messe vieles in der geheimen Offenbarung entschlüsseln und für die Leser deuten: „Die Messe ist wirklich der Himmel auf Erden. Die Offenbarung des Johannes ist ein liturgisches Buch, dessen Vision am Ende der Welt und vom jüngsten Gericht die Bedeutung auch der unscheinbarsten Messfeier hervorheben: Das himmlische Jerusalem kommt herab, und seine Tore öffnen sich zum ewigen Hochzeitsmahl



des Lammes, in dem Gott selbst sich mit den Menschen seiner Kirche vereint.“ (Klappentext) *Hubert Gindert*



Erwin Hilbert: Im Club der schwarzen Schafe. Patris-Verlag, Vallendar-Schönstatt, 2003, ISBN Nr. 3-87620-247-7, 7,80 Euro.

Der Autor erzählt die ungewöhnliche Geschichte seines in jeder Beziehung kurvenreichen Lebens. Es ist die Fortschreibung der 1995 unter dem Titel „Völlig abgedreht“ erschienenen Autobiographie. Die Stationen von der Geburtsstadt Bochum-Hövel im westfälischen Kohlenrevier bis zur Endstation

„Rom“, dem endgültigen Ankommen in der katholischen Kirche, sind ein erneuter Beleg für die Bibelstelle „Der Geist weht, wo er will“, aber auch dafür, dass Gott den, der ehrlich sucht, auch, wenn er oft fällt, nicht aus den Augen verliert. Der Autor beschreibt mit manchmal fast brutaler Offenheit seinen Weg als Nonkonformist in Schule, Berufsleben und Bundeswehr, bis er ein bekannter Entertainer und engster Mitarbeiter von Udo Lindenberg geworden ist und das exzessive Leben der Rockszene lebt. Parallel dazu verläuft sein religiöses Suchen über Freikirchen, bis er schließlich seine endgültige Heimat in der katholischen Kirche findet. Empfehlenswert. *Hubert Gindert*

11. Theologische Sommerakademie in Dießen a. Ammersee vom 3. bis 6. September 2003

Gewissen – Wahrheit – Menschenwürde

Mittwoch, 3. September

18.30 Uhr hl. Messe, Leo Kardinal Scheffczyk; 20.15 Uhr: Prof. Dr. Manfred Spieker: Grenzen der Gewissensfreiheit. Zur Bedeutung des Art. 4 Abs. 1 des GG,

Donnerstag, 4. September

08.30 Uhr: hl. Messe, Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus; 09.45 Uhr: Prof. Dr. Klaus Limburg, Gewissensfälle im Alten und Neuen Testament; 11.15 Uhr: Thomas Morus, StR Florian Kopp: Gott mehr gehorchen als den Menschen; 15.00 Uhr: Wallfahrt nach Mariä Himmelfahrt, Schongau, mit Dekan Ludwig Gschwind; 20.15 Uhr: Gespräch und Diskussion zur Lage der Kirche in Deutschland: Was können wir tun? Aktionsgemeinschaft der Initiativkreise und Forum Deutscher Katholiken

Freitag, 5. September

08.30 Uhr: hl. Messe, Dr. Harald Bienek; 09.30 Uhr: Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus: Das Gewissen in der Lehre des Thomas von Aquin; 11.00 Uhr: Prof. Dr. Giovanni Sala SJ: Gewissen und Norm der Moralität; 15.00 Uhr: Dr. Hermann Geißler FSO: Gewissen und Wahrheit bei J. H. Newman; 17.00 Uhr: Dr. Monika Born: Kinder und Jugendliche brauchen Freiräume und Grenzen. Zur Gewissensbildung bei jungen Menschen; 20.00 Uhr: Anbetung und Gelegenheit zur hl. Beichte

Samstag, 6. September

08.30 Uhr Festmesse zu Ehren der Muttergottes, Zelebration und Predigt: Gerhard Ludwig Müller, Bischof von Regensburg; 09.45 Uhr: Im Gespräch mit S. Exz. Bischof Gerhard Ludwig Müller; 11.00 Uhr: Dr. Dominik Schwaderlapp: Das Gewissen, die Wahrheit und die Würde des Menschen.

Informationen: Gerhard Stumpf, Tel.: 08191-22687 Fax 08191-22680 E-Mail: stumpf@ik-augsburg.de; Helmut Volpert, Tel.: 08381-2326 Fax 08381-940215

„Tag der Kirche“

Gebetstreffen für die Einheit und Neuevangelisierung in der Kirche (Lobpreis, hl. Messe, Anbetung, Workshop, Musical, Austausch...) Besonders eingeladen sind Jugendliche, junge Erwachsene und Vertreter anderer neuer geistlicher Gemeinschaften. Unter dem Titel „Vater lass sie alle eins sein“ (Joh 17,21) wollen wir auf den konkreten Anruf Jesu, auch schon in Vorbereitung auf den Weltjugendtag 2005 in Deutschland, antworten und für die Einheit beten und diese durch das Treffen fördern.



Termine: „Tag für die Kirche Süd“

27. - 28.9. 2003 in Schwäbisch Gmünd, Haus St. Bernhard, Taubentalstr. 7

„Tag für die Kirche Nord“

4. - 5. 10. 2003 in Münster, Hildegardschule, Neubrückenstr. 17; info/Anmeldung: 06283-72006; email info@totus-tuus.de

Messfeiern im alten Ritus

gemäß Altritus-Indult und Motu proprio „Ecclesia Dei“ siehe Heft 1/2003, S. 61

Sühnenacht - Sühneanbetung

Berlin: St. Ansgar, 1.8. und 5.9.2003, 17.10 Uhr Kreuzweg; St. Norbert: 2.8. und 6.9.2003, 9.30 Uhr Sühnesamstag; 12.9.2003 Sühnenacht, 21.8. und 25.9.2003, 18.00 Uhr, MPB Zönakel Helferkreis; 24.8. und 28.9.2003, 15.00 Uhr, Kinderro.kr., Hinweise: 030/4964230

Hannover: 2.8.2003, Pfarrkirche St. Jacobus, Weetzen, Dietrich-Bonhoeffer Str. 13 und 6.9.2003 Pfarrkirche 12 Apostel, Langenhagen, Weserweg 3; Beginn 8.00 Uhr, Rosenkr., 9.30 Uhr Hl. Messe, anschl. Auss. u. Beichtgel. Ende ca. 16.00 Uhr Rückfragen: 0511-494605

Krefeld: 4.8. und 1.9.2003 St. Peter, Krefeld-Uerdingen; 18.00 Uhr Ro.kr. 19.00 Uhr Hl. Messe, 20.00 Uhr Ro.kr. Auss. d. Allerhl.; Hinweise: 02151-730592

Konstanz: 2.8. und 6.9.2003, Klinikum Konstanz, Kl. Kapelle, ab 18.45 Uhr; Hinweise: 07531-77779

Leuterod/Ötzingen: 26.8. und 30.9.2003, mtl. Treffen der Mitgl. d. Marian. Segenskreises, Maria-Hilf-Kirche; Sühnegebetsstd., Eucharistiefeier, Predigt, Beichte, euch. Anbet. v. 18.00 - 22.00 Uhr, m. Pfr. R. Lambert.

Marienfried: 2.8. und 6.9.2003, Sühnenacht ab 14.00 Uhr - 5.30 Uhr; ab 20.00 Uhr; Lobpreisabend: 10.9.2003 ab 19.00 Uhr; Gebetsnächte: jd. Herz.Mariä-Samstag, ab 14.00 Uhr; jd. Donnerstag, ab 20.00 Uhr; Fatimatage, jd. 13. Monatstag, ab 14.00 Uhr; Hinweise: 07302-92270.

Nächtliche Anbetung in Oberhaid
9./10.8. und 13./14.9.2003 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg. ab 20.30 Uhr, Ende 5.30 Uhr;

Venningen: 2.8. und 30.8.2003, ab 19.30 Uhr Engel d. Herrn u. Ro.kr., Hl. Messe, Auss. d. Allerhl., sakr. Seg. Hinweise: 06324-64274

Wietmarschen: 2.8.2003, Marienvesper 16.30 Uhr, 14.9.2003, 14.30-18.00 Uhr Kreuzerhöhung, Einkehrnachmittag, Heede; Hinweise: 05921-15291

Einkehrtage: 15.8.2003 Marienfried, P. Dr. Bernhard Eisele: Habt restloses Vertrauen auf mein unbeflecktes Herz; 28.9.2003 Domvikar F. Götz: Ich will dich lieben, achten und ehren alle Tage meines Lebens Hinweise: 07302-9227-0

Arche:

Potsdam, Kleiner Saal, Pater-Bruns-Haus, 5.8.2003 Prof. Dr. J. Schumacher: Warum die Frau in der katholischen Kirche nicht Amtsträgerin sein kann; 12.8.2003 Pfr. Dr. H. Gillisen: Wesen und Würde der Frau bei Edith Stein; Hinweise: 0331-2307990

Bundestreffen, Netzwerk katholischer

Priester: 8./9.10.2003; Community Casteller Ring Schwanberg, 97348 Rödelsee bei Würzburg, Anmeldung: Netzwerk kath. Priester, Te. 02406-7095; www.priesternetzwerk.net

15. Internationale Theologische Sommerakademie

25.8. - 27.8.2003, Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen; Aigen i.M. Österreich; Anmeldung: Linzer Priesterkreis/Sekretariat, Pfarramt A-5251 Höhnhart

XVII. Marianischer Besinnungstag in

Krefeld: 18.10.2003 9.00-18.00 Uhr, Pfarrzentrum Hl. Schutzengel, Krefeld-Oppum, HH. Pfr. Hans Schmeinck, Thema: Maria – Die Bundeslade Gottes, Anmeldung: 02151-730592

Initiativkreise

Bamberg: 21.9.2003, 18.30 Uhr, Bürgerhospital, Michelsberg 10d, Pfr. W. Tschuschke: Katholisch die Bibel lesen; Hinweise: 0951-24832

Freiburg: 21.9.2003, St. Rochusklinik, Kraichgaustr. 11, Bad Schönborn, 14.30 Uhr Ro.kr. 15.00 Uhr Einführung in das Leben der Edith Stein, 15.30 Uhr Theaterstück von Inge M. Thürkauf: Die Nacht vor dem Licht; Hinweise: 07243-4082

Münster: 12.9.2003, 16.30 Uhr, Pfarrheim St. Josef, Haltern, Prof. Dr. Erik M. Morstad: Ein Konversion auf Jesu Auferstehung von den Toten hin. zuvor 16.00 Uhr, Andacht; Hinweise: 02542-98434

Speyer: 31.8.2003, Bistumshaus Speyer, H. Generalvikar J. Szuba: Abbruch oder Aufbruch? Hinweise: 06324-64274

Trier: 28.9.2003, 14.45 Uhr Missionshaus der Weißen Väter, Dietrichstr. 30; Dr. Klaus Berger: Zur Lage der Theologie in der Kirche, zuvor 14.00 Uhr Andacht; Hinweise: 06587-991136

➡ Liebe Fels Leser

Das Redaktionsbüro bleibt geschlossen in dem Zeitraum von 1.8. bis 8.9.2003

Wir wünschen Ihnen allen einen erholsamen und gesegneten Urlaub.

Forum der Leser

So zerstört man jede Zusammenarbeit!

Mit Empörung und tiefer Enttäuschung schreibe ich diesen Leserbrief. Erst jetzt erhalte ich den Text einer Ansprache, die der evangelische Rundfunkpfarrer Michael Kluck am 15. Mai 2003 abends um 19.57 Uhr über den Saarländischen Rundfunk von sich gegeben hat. Der Wortlaut ist folgender:

„Dem evangelischen Abendmahl fehlt – so der römische Bischof – der göltig geweihte Priester. Was ich als evangelischer Pfarrer beim Abendmahl austeile, das ist – in Roms Verständnis – gar nichts, denn ich bin nur gesegnet, nicht geweiht. Wenn ich die römische Auffassung konsequent zu Ende denke, dann bedeutet das: Ohne Priester keine Eucharistie, ohne Eucharistie keine Kirche! Dagegen kann ich nur protestieren, gerade weil es mir um die Katholizität – das Umfassende – der Kirche Jesu Christi geht. Wer so lehrt wie der Bischof von Rom, der spaltet die Kirche: In eine *Priesterkaste*, ohne die nichts geht, und in die Masse, die ohne diese *Kaste* nicht einmal der Einladung an den Tisch ihres Herrn folgen kann. Römisch-katholische und evangelische Christen sollten gemeinsam dagegen setzen »Wir sind die Kirche!« und »Christus ist der Gastgeber!«.“

Was soll man von einer solchen Verdrehung halten, von einer solchen gegen jedes bessere theologische Wissen Falschinformation der Radiohörer? Im ersten Teil stellt dieser evangelische Pfarrer die katholische Lehre richtig dar. Der evangelische Pfarrer ist ein Laie – übrigens ist das die authentische Theologie der evangelischen Kirche, denn die Reformatoren haben das Priestertum im 16. Jahrhundert gewollt abgeschafft. Pfarrer Kluck ist also auch nach der Lehre seiner Kirche *nicht geweiht!* Ich verstehe nicht, wogegen Pfarrer Kluck hier protesiert, was er moniert. Protestiert er gegen seine eigene Kirche, weil sie kein Weihepriestertum mehr hat? Er informiert falsch bzw. er stellt wissentlich falsche evangelische Theologie dar, wenn er sagt: „Was ich als evangelischer Pfarrer beim Abendmahl austeile, ist gar nichts.“ Der evangelische Pfarrer teilt nach Lehre seiner Kirche Brot und Wein aus, was im Augenblick des Empfangs durch den gläubigen Christen in dessen

Mund zum Leib und Blut Christi wird. Diese theologische Auffassung existiert seit 470 Jahren. Seit 2000 Jahren ist es aber Lehre der katholischen Kirche, dass der geweihte Priester, d.h. in der apostolischen Nachfolge durch Handauflegung der Apostelnachfolger stehende Priester die Konsekration von Brot und Wein in Christi Leib und Blut vollzieht. Wieso behauptet Pfarrer Kluck, der Papst würde durch diese zweitausend Jahre alte Eucharistielehre die Kirche spalten, wo doch die Reformatoren vor 470 Jahren die Kirche Christi gespalten haben?

Protestieren will ich energisch – und ich wünsche eine Richtigstellung der Evangelischen Landeskirche – gegen die Beschimpfung der katholischen, der orthodoxen und der altkatholischen Priester als *Priesterkaste*. Mit dieser beschämenden Beschimpfung hat Pfarrer Kluck jede ökumenische Zusammenarbeit zerstört.

Dann fühlt sich Pfarrer Kluck berufen, über den Rundfunk evangelische und römisch-katholische Christen zur Revolution und zum Ungehorsam gegen die

kirchliche Lehre aufzurufen, er hetzt gegen den Papst und gegen die katholischen Bischöfe. Er will eine neue Kirche „Wir sind Kirche – Kirche von unten“. Ob Christus solche Täuscher, Verdreher und Hetzer in seine kirchliche Gemeinschaft beruft???

*Pfarrer Edmund Dillinger,
66299 Friedrichsthal*

Wahrheit contra Mehrheit (Fels 7/ 2003 S. 195 ff.)

Die mediale Mehrheit, publikumswirksam präsentiert, ist – am Beispiel „Ökumenischer Kirchentag in Berlin“ – gegen die theologische Wahrheit ausgespielt worden. Und siehe da, eine verdemokratisierte Bevölkerung in diesem Land fällt darauf prompt herein. „Nur 9,8 Prozent der Berichte hatten überwiegend religiöse Inhalte, demgegenüber beschäftigten sich fast 60 Prozent der Beiträge mit Interna und öffentlichem Auftritt.“ (Liminski) – Die Beispiele Pfarrer Kroll und Prof. em. Hasenhüttl sind die Spitze des Eisbergs. Das Lob einer Presse, die ständig nach mehr Lesern ausschaut, war ihnen sicher.

Es war mit Sicherheit nicht die Absicht der Konzilsväter des Vaticanum II., eine „demokratische Kirche“ voranzutreiben oder gar zu etablieren, vielmehr die aktive Mitarbeit der Laienchristen zu fördern. Dass deutsche Christen leichter dazu neigen, ein Konzil, das die Weltkirche meinte, zu einer Form von Demokratie zu deformieren, ist offen als unkirchlich zu definieren. – Die beiden genannten und medial vermarkteten Beispiele von Kroll und Hasenhüttl sind die Spitze eines Eisbergs. Doch sie werden in kommenden Jahren den ökumenischen Dialog auf eine Weise verschärfen, der keiner Seite gut tut.

Gebetsmeinung des Hl. Vaters September 2003

1. dass die Staaten, die unter Krieg, Terrorismus oder anderer Gewalt leiden, zurückfinden zur Versöhnung, zu Eintracht und Frieden.

2. für die kleinen Gemeinden, die in Zentralasien unter den Stammesreligionen entstehen, dass sie die gute Botschaft vom Gottesreich verbreiten und durch ihr Leben bestätigen.

Geladene hochrangige Politiker (z.B. Bundespräsident Rau u.a.) hätten bei einem Kirchentag auch andere Wünsche formulieren können. Z.B. der Gottesbezug in einer europäischen Verfassung, z.B. die Ablehnung einer „verbrauchenden Embryonenforschung“, das wäre Sache und nicht Reden, die niemandem wehtun, am wenigsten ihnen selbst.

„Ihr sollt ein Segen sein“ – dieses Motto hatte mehr und gewichtigeren Inhalt als in einer „fröhlichen Verbrüderung“ dieser 200 000 zum Ausdruck kam. Der Applaus und das Schwingen von Tüchern in den Farben des Kirchentags erinnert mehr an Sportveranstaltungen und den Jubel der Fans. Der Spruch „Die Sache (!) Christi braucht Begeisterte“ (wie unlängst bei einer Gemeindegemeinschaft) ist ohne Zweifel erforderlich. Aber die Nachfolge Christi tut nicht selten empfindlich weh. Die Wehleidigen standen noch nie auf der Seite des Gekreuzigten.

*Pfr. Willibald Scherb,
85135 Titting*

Gebetsmeinung des Hl. Vaters August 2003

1. für alle Wissenschaftler, dass sie in Treue zu den ethischen Prinzipien ihre Resultate weise und verantwortlich umsetzen.

2. für die Katechetinnen und Katecheten in den jungen Kirchen, dass sie ihre innere Nähe zum Evangelium bezeugen und vermitteln.

Anschriften der Autoren dieses Heftes:

- Margit Harbort
Rektor-Helten-Weg 4,
53639 Königswinter
- Dr. Karl Maria Heidecker
Holzhauserstr. 23, 55411 Bingen
- Martine und Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Dr. Thomas Mayer
Breslauer Strasse 38,
79576 Weil am Rhein
- Prof. Dr. Wolfgang Ockenfels OP
Weberbach 17/18, 54290 Trier
- Domvikar Georg Franz X. Schwager
Institutum Marianum Regensburg
Schwarze-Bären-Str. 2,
93047 Regensburg
- Gerhard Stumpf
Nordfeldstr. 3, 86899 Landsberg/Lech

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de
Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau; Druck: Egger Satz + Druck GmbH Landsberg

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V., Landsberg-Ammerseebank eG,

Nr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00, Postbank München, Nr.: 598 935-806, BLZ: 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V., Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Fels e.V., Schweizer Postscheckkonto Nr.: 40-352273-9

Andere Länder: Bestellungen wie oben, Auslandspostanweisung oder Eurocheck - an: Auslieferung „Der Fels-Verein e.V.“, Postfach 11 16, D-86912 Kaufering.

Augustin Navratil – ein Kämpfer die Menschenrechte

Was könnten Christen nicht alles bewirken, wenn sie mutiger wären? Sie könnten die Welt erträglicher gestalten und die Menschen für die Ewigkeit vorbereiten. Dieser Gedanke muss einem kommen, wenn man den Bericht über den tschechischen Menschenrechtler Augustin Navratil von Rudolf Bohren in der Zeitschrift „G2W – Glaube in der 2.Welt“ liest.

Augustin Navratil, Jahrgang 1928, war in seiner mährischen Heimat Eisenbahner und Kleinlandwirt. Den kommunistischen Überwachungsbehörden fiel auf, dass Navratil seine neun Kinder religiös erzog und das inmitten einer glaubensfeindlichen Umwelt. Als auch die tschechische Regierung die Helsinki-Schluss-Akte unterschrieben hatte, nahm Navratil dies 1977 zum Anlass, um auch in der damaligen Tschechoslowakei Religionsfreiheit zu fordern. Daraufhin wurde Navratil verhaftet und in eine psychiatrische Klinik gesteckt. Die vernichtende Diagnose lautete „paranoia querulans“. In dieser scheinbar aussichtslosen Situation gab Navratil den Kampf nicht auf. Nachdem seine Beschwerden gegen die ärztliche Fehldiagnose nichts fruchteten, schrieb er seinen „Offenen Brief Nr.1“, in dem er gegen verschiedene Missstände im Lande protestierte. Da dieser „Brief“ auch im Westen bekannt wurde, mussten die Kommunisten Rücksicht nehmen. Sie konnten Navratil nicht mehr heimlich „beseitigen“. Navratil nutzte eine kurze Freiheit und machte in seinem

„Offenen Brief Nr. 2“ den Fall des geheim geweihten Priesters Premisl Coufal bekannt, der vom Geheimdienst ermordet worden war. (Siehe „Fels“ 10/1988 S. 294 ff.) Daraufhin kam Navratil in die Gefängnisabteilung der psychiatrischen Klinik. Hier half ihm eine wundersame Fügung. Im Rahmen einer tschechisch-französischen Städtepartnerschaft kam 1986 ein tschechischer Arzt in eine französische Gemeinde, wo ihm der dortige Bürgermeister sein Krankenhaus zeigte und ihn auch mit heiß begehrten „westlichen Medikamenten“ versorgte. Der Bürgermeister hatte für seine vorbildliche Gastfreundschaft nur eine Bitte. Er wollte beim Gegenbesuch eine bestimmte tschechische Klinik besichtigen und dort Augustin Navratil sehen. Dies wurde einige Monate später ermöglicht. Da konnte Navratil seinen Fall dem französischen Bürgermeister erklären, und der tschechische Chefarzt musste einräumen, „dass sich der Gesundheitszustand des Patienten Navratil gebessert hat.“ Schließlich wurde Navratil nach Hause entlassen. In seinem Bahnwärterhäuschen wurde er bald darauf von Unbekannten brutal zusammengeschlagen. Er ließ sich aber nicht entmutigen. Der unerschrockene Menschenrechtler gab 23 geheime Schriften (Samisdat) heraus. Als Gegengewicht zur regimehörigen Priestervereinigung „Pacem in Terris“ gründete er den inoffiziellen katholischen Laienverband „Friede auf Erden“. („Der Fels“ berichtete wiederholt über das Schick-



„Ich bin in Gottes Hand, es gibt keinen Grund zur Furcht“

sal Navratils: Nr. 5/1988, S.154; Nr. 4/1989 S. 124) Die internationale Aufmerksamkeit kam Navratil natürlich zustatten. Mit Unterstützung von Kardinal Tomasek startete er 1987 eine Unterschriftenaktion zur Religionsfreiheit. Diese Petition wurde von 700 000 Leuten unterschrieben. Angesichts dieses Mutes schrieb der Prager Kardinal tief beeindruckt: „Angst ist eines Christen nicht würdig“. Navratil und seine unbekanntenen Freunde haben die Befreiung des Landes mit ihrer Geradlinigkeit verdient. Im Mai 2003 ist Augustin Navratil im Alter von 74 Jahren verstorben. An seinem Grab standen drei Bischöfe. Es ist wohl zu erwarten, dass Augustin Navratil einmal in das Verzeichnis der Seligen der Katholischen Kirche aufgenommen wird. Wie eingangs gesagt, fragt uns das Vorbild Navratils: Was könnten Christen nicht alles bewirken, wenn es mehr echte Christen gäbe, die wie einst die einfachen Fischer am See Genesareth die Wahrheit sagen, sei es gelegen oder ungelegen?

Eduard Werner